

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 76 (1996)
Heft: 7-8

Rubrik: Bedenkenswertes : 75 Reflexionen zur Zeit und darüber hinaus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEDENKENSWERTES –

75 REFLEXIONEN ZUR ZEIT UND DARÜBER HINAUS

<i>Hans E. Tütsch:</i> Amerikas Osmose mit Europa (1995)	35
<i>Friedrich Dürrenmatt:</i> Vom Ende der Schweiz (1994)	36
<i>Hardy Ruoss:</i> Vom Scharfsinn zum Mitleid Zu Friedrich Glauser (1992).....	37
<i>Etienne Barilier:</i> Une société de schizobiose (1991)	38
<i>François Furet:</i> Das Rätsel des Zerfalls (1991)	39
<i>Kurt Eichenberger:</i> Staatsfähigkeit (1990)	40
<i>Achim Benning:</i> Theater in Zürich – wozu? (1990)	41
<i>Golo Mann:</i> Hauptstadt Berlin? (1990).....	42
<i>Peter von Matt:</i> Kulturerfahrung und Kultur- bewahrung (1989).....	43
<i>Herbert Lüthy:</i> Die Menschenrechte – seither (1989).....	44
<i>Annemarie Monteil:</i> «...zuvörderst der Schatten» (1988)	45
<i>Joachim Kaiser:</i> Glanz und Elend der Musikkritik (1988).....	46
<i>Hans Magnus Enzensberger:</i> Über György Konrád (1986)....	47
<i>Willy Linder:</i> Ideologisierte Wirtschaftspolitik? (1985)	48
<i>Jean Starobinski:</i> Bandello und Baudelaire (1985)	49
<i>Joseph Brodsky:</i> Verse von der Winterkampagne des Jahres 1980 (1983)	50
<i>Adolf Muschg:</i> Bürger Frisch (1981).....	52
<i>François Bondy:</i> Gemeinschaftshemmende Gemein- samkeiten (1979)	53
<i>Richard Reich:</i> Gibt es noch eine bürgerliche Politik in der Schweiz? (1979)	54
<i>Denis de Rougemont:</i> De l'Europe des Etats coalisés à l'Europe des peuples fédérés (1978)	55
<i>Hugo Loetscher:</i> «Ich bekenne, ich habe gelebt» (1978)	56
<i>Hermann Burger:</i> Der Orchesterdiener (1977).....	57
<i>Richard Löwenthal:</i> Die Intellektuellen zwischen Gesellschaftswandel und Kulturredite (1977)	58
<i>Peter Dürrenmatt:</i> Die Schweiz – Verlorenes Selbst- verständnis? (1976)	59
<i>Arnold Hottinger:</i> Atatürks Erbe (1976)	60
<i>Anton Krälli:</i> Die Suche nach der neuen Kultur (1976)	61
<i>Blaise Cendrars:</i> Der Tod des kleinen Schäfers (1976)	62
<i>Elsbeth Pulver:</i> Shakespeares Schwester (1975)	63
<i>Roberto Bernhard:</i> Das föderalistische Ärgernis (1975)	64
<i>Jean Rodolphe von Salis:</i> Über Kultur, Wirtschaft und Politik (1975)	65
<i>Erich Gruner:</i> Konservativ und progressiv – reaktionär und revolutionär (1975)	66
<i>Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny:</i> Bemerkungen zu den «Grenzen des Wachstums» (1974)	67
<i>Egon Tuchtfeldt:</i> Über den Mythos der Machbarkeit (1973)	68
<i>Jean François Aubert:</i> La Suisse est-elle libérale? (1973).....	69
<i>Pablo Neruda:</i> Von Zeit zu Zeit (1972)	70
<i>Daniel Frei:</i> Hat der Staat noch eine Zukunft? (1971)	71
<i>Dietrich Schindler:</i> Grenzen der Toleranz (1971).....	72
<i>Gerda Zeltner:</i> Stilübungen gegen den Tod (1971)	73
<i>Gottfried Haberler:</i> Sind wir zu ewiger Inflation verdammt? (1971).....	74
<i>Karl Popper:</i> Eine objektive Theorie des historischen Verstehens (1970)	75
<i>Gerhard Meier:</i> Das Gras steht wieder auf (1969)	76
<i>Ludwig Erhard:</i> Marktwirtschaft und individuelle Freiheit (1969)	77
<i>Hilde Domin:</i> Das politische Gedicht und die Öffentlichkeit (1968)	78
<i>Raymond Aron:</i> L'idée européenne (1968)	79
<i>Hans Blumenberg:</i> Wirklichkeitsbegriff und Staatstheorie (1968)	80
<i>Ludwig von Mises:</i> Wirtschaft und Staat (1968)	81
<i>Johannes Urzidel:</i> Der Autor als Selbstdramatiker (1967)	82
<i>Hermann Lübbe:</i> Hegels Kritik der politisierten Gesellschaft (1967)	83
<i>Paul de Man:</i> Wordsworth und Hölderlin (1967).....	84
<i>Francis Ponge:</i> Le Parti pris des choses (1965)	85
<i>Friedrich A. Lutz:</i> Das Werturteil in der Wirtschafts- wissenschaft (1965)	86
<i>Max Frisch:</i> Der Herr meines Namens (1964)	87
<i>Nathalie Sarraute:</i> Werden wir richtig informiert? (1963)	88
<i>Emmanuel Levinas:</i> Existenz und Ethik (1963)	89
<i>Meinrad Inglin:</i> Missglückte Reise nach Deutschland (1963)	90
<i>Max Imboden:</i> Die Gefahr des totalitären und des autoritären Staates (1963)	91
<i>Theodor Heuss:</i> Für Carl J. Burckhardt (1961).....	92
<i>Rolf Liebermann:</i> Gedanken eines Aussenseiters (1961).....	93
<i>Walter Robert Corti:</i> Bericht über den Plan der Akademie (1960)	94
<i>Helmut Plessner:</i> Zum Geleit (1958)	95
<i>Theodor Adorno:</i> Ideen zur Musiksoziologie (1958)	96
<i>Carl J. Friedrich:</i> Demokratie und Propaganda (1958).....	98
<i>Wilhelm Röpke:</i> Eigentum als Säule einer freien Gesellschaft (1957)	99
<i>Carl Gustav Jung:</i> Gegenwart und Zukunft (1957)	100
<i>Oskar Kokoschka:</i> Das Auge des Darius (1956)	101
<i>Fritz Rieter:</i> Sozialpolitik in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung (1955)	102
<i>Eduard Spranger:</i> Die Geburt des geschichts- philosophischen Denkens aus Kulturrediten (1954).....	103
<i>Walther Hofer:</i> Wege und Irrwege geschichtlichen Denkens (1950)	104
<i>Friedrich August von Hayek:</i> Die Intellektuellen und der Sozialismus (1949)	105
<i>Max Huber:</i> Beharrung und Wandlung (1948)	106
<i>Edgar Bonjour:</i> Die Gründung des Schweizerischen Bundesstaates (1948).....	107
<i>William E. Rappard:</i> Recht auf Arbeit? (1943).....	108
<i>Walther Burckhardt:</i> Individualismus und Sozialismus (1930)	109
<i>Carl Jacob Burckhardt:</i> Jeremias Gotthelf und die Politik (1925).....	110
<i>Hans Corrodi:</i> Othmar Schoecks Elegie (1924).....	111

TRANSATLANTISCHER DIALOG

Während Jahren hat Hans E. Tütsch das Zeitgeschehen in den USA beobachtet und über die für Europa relevanten und interessanten Ereignisse und Zusammenhänge berichtet. Die transatlantische Partnerschaft beruht auf verwandschaftlichen Beziehungen und wird daher nie frei sein von positiven und negativen Emotionen. Für Europa war diese Partnerschaft aber in diesem Jahrhundert in Kriegs- und Krisensituationen immer wieder entscheidend, und die Europäer tun gut daran, dies weder zu vergessen noch zu verdrängen. Die atlantische Verbundenheit darf nicht dem Mythos eines autarken und eigenständigen Europa geopfert werden.

Hans E. Tütsch: AMERIKAS OSMOSE MIT EUROPA

Hans E. Tütsch, geboren 1918, studierte Jurisprudenz an der Universität Zürich und schloss mit dem Doktorat ab. Er war seit 1944 Auslandkorrespondent der «NZZ», seit 1954 in den USA, wo er auch als Lehrbeauftragter für Geschichte wirkte. Er ist auch nach seiner Pensionierung in der Nähe von Washington wohnhaft und hat in den letzten Jahren wiederholt für die «Schweizer Monatshefte» geschrieben.

(...) Die amerikanischen Beziehungen zu Europa verlaufen nicht geradlinig. Manche Äusserungen amerikanischer Politiker, manche Massnahmen des Weissen Hauses erschrecken die Europäer, und zwar ebenso sehr, wenn sie von Schwäche, wie wenn sie von Stärke zeugen. Sporadischer Isolationismus, amerikanisch-russischer Bilateralismus, Hinwendung zum Pacific Rim haben den Vorrang Europas in den Aussenbeziehungen Washingtons nicht beseitigt.

Fast ebenso wichtig wie die makropolitischen Entscheidungen erweisen sich jedoch die allgegenwärtigen Trivialkontakte. Im Zeitalter der neuen Übermittlungssysteme wie Telefon, Television, Fax, Compact Discs und Film steigert sich der Austausch. Jazz, Rock, Konzertmusik überqueren blitzschnell den Ozean. Erstaufführungen von *Philip Glass* finden in Deutschland statt. Nobelliteratur und «Playboy» wandern auf Europas Nachttische. *Billy Graham* predigt in Europa. Damen der Gesellschaft adoptieren das New Age, nicht selten ohne zu wissen, was sie tun. Bluejeans und Sneakers, die sozial nach unten ausgerichtete Kleidung junger Amerikaner, werden chic in Europa. Selbst der Anti-Amerikanismus der amerikanischen 68er wird zum Exportprodukt, muss er doch begründet sein, wenn er in den Vereinigten Staaten selbst entstand...

Umgekehrt sind New York oder Los Angeles von Psychologie überschwemmt wie Zürich oder Wien. Bis zum Ökofanatismus gesteigerter notwendiger Umweltschutz breitet sich beidseitig des Atlantiks aus, weniger dagegen am Pacific Rim. Die makropolitischen Entschliessungen werden von einer kulturellen Osmose begleitet, der keine Grenzen gesteckt sind. Englisch hat sich als Weltsprache etabliert, ohne dass dies von einer Regierung beschlossen worden wäre. Den Versuchen Washingtons, amerikanisches Recht grenzüberschreitend anzuwenden, müssten dagegen Limiten gesetzt werden.

Über ein Dutzend kontinentale oder koloniale Imperien sind seit 1918 gestürzt worden – fast alle unter dem Anstoss der Vereinigten Staaten –, die Imperien in Russland und in Deutschland gleich zweimal. Demokratie, Marktfreiheit und Menschenrechte haben sich ausgebreitet. Von 1989 an hat eine Grundwelle nach der andern Teile der Welt erschüttert – zuletzt der Wahlumsturz in den Vereinigten Staaten mit dem überraschenden Sieg der Republikaner. Kaum erahnte oder erhoffte Umwälzungen verändern die Beziehungen zwischen Staaten und Völkern. Nicht eingetreten ist der weitherum vorausgesagte Niedergang der Vereinigten Staaten und ihre Ersetzung im Kräftefeld der Nationen durch Japan und Deutschland. (...)

Schweizer Monatshefte, 75. Jahrgang, Heft 5, Mai 1995, S. 7ff.

Zeichnung von Géa Augsburg, aus: Géa Augsburg, Mes Amériques, Editions Vineta, Bâle, Paris, Lausanne 1951.



EIN BLICK IN DIE ZUKUNFT

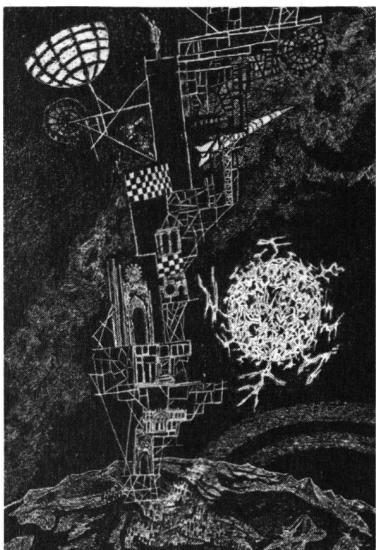
In «Turmbau», dem zweiten Band seiner «Stoffe», erwähnt Friedrich Dürrenmatt beiläufig, dass er «einmal an einem Aufsatz herumschrieb», «Vom Ende der Schweiz». Dieser im Juni 1994 noch unpublizierte Text befand sich im Nachlass Dürrenmatts im Schweizerischen Literaturarchiv. Das vier Seiten umfassende maschinenschriftliche Manuskript ist nachträglich «um 1950» datiert. Der Text scheint abgeschlossen zu sein, aber es gibt keine Hinweise darauf, dass ihn Dürrenmatt in dieser Form je publizieren wollte. Sieht man von den Sketches ab, die Dürrenmatt 1948 für das Cabaret Cornichon schrieb, handelt es sich um die früheste direkte Auseinandersetzung mit der Schweiz und ihrer politischen Situation.

Friedrich Dürrenmatt: VOM ENDE DER SCHWEIZ

Friedrich Dürrenmatt, geboren 1921 bei Bern, gestorben 1990. Dramatiker, Schriftsteller, Zeichner. Im März 1977 erhielt er die Buber-Rosenzweig-Medaille. Seine Dankesrede, aus der hier ein Ausschnitt abgedruckt ist, erschien erstmals in den «Schweizer Monatsheften» im vollen Wortlaut.

(...) Neutralität ist eine Form der Politik und nicht ein Glaubensbekenntnis. Eine Neutralität des Herzens gibt es nicht bei Menschen aus Fleisch und Blut. Politische Formen müssen geändert werden, wenn die Lage es erfordert. Vor allem lehnen wir entschieden eine Neutralität ab, die den Bürgern ein bequemes Spiesserdasein gewährt. Denen, die sich am köstlichsten amüsieren, wenn sie im Kino den Stalingradfilm sehen, würde es gut tun, in Stalingrad kämpfen zu müssen. Nur eine Neutralität hat Sinn, die für Europa nützlich ist. Die Neutralität ist ein Vorrecht, das wir uns verdienen müssen, indem wir helfen. Darum ist es unsere Pflicht, die Menschen aufzunehmen, die an unsere Grenze kommen, sollten wir auch weniger zu essen haben. Nur eine Schweiz, die den Flüchtlingen jeden Schutz und jede Hilfe gewährt, die irgendwie möglich ist, hat ein Anrecht, da zu sein. Es ist unser erstes politischen Gebot, zuerst an andere zu denken und dann an uns. Für die Vertriebenen können wir nie genug tun, denn wir berechtigen so unsere Existenz. Jeder Löffel Suppe, den wir ihnen geben, ist mehr wert, als sämtliche unserer Landesväter und Professoren. Wenn es uns auch nie gelingen wird, ganz vor Überraschungen auf ausserpolitischem Gebiet gesichert zu sein, so muss es uns dagegen gelingen, aus der Schweiz das zu machen, was zu machen ist. Wenn uns irgendein Staat vernichten will, so mag er dieses Ziel vielleicht schliesslich erreichen, aber er soll uns nicht schwach antreffen, und die Schuld soll nicht bei uns liegen. Kein Staat fusst so sehr auf der Gerechtigkeit wie die Schweiz. Nur in der Gerechtigkeit ist eine Freiheit möglich, die nicht Willkür ist. Gerechtigkeit ist die höchste Aufgabe der Schweiz. Vom Staat zu verlangen, er müsse einen Beethoven, einen Goethe oder einen Rembrandt her vorbringen, um weiterleben zu dürfen, wäre töricht, es ist nicht Sache des Staates, dies zu tun: Es ist Sache des Staates, die Gerechtigkeit zu verwirklichen. Dies ist vielleicht auf einigen Gebieten weitgehend der Fall, sicher aber nicht auf dem sozialen. Wir können nicht sagen, dass wir eine soziale Schweiz besitzen. Aber gerade dieses Problem ist das Problem unserer Zeit, und wir wagen zu sagen, dass die Lösung dieses Problems entscheidend für unsere Zukunft sein wird. Es wird sich entscheiden, ob die Schweiz ein moderner Staat sein kann oder veraltet. Wir müssen begreifen, dass wir an einem Wendepunkt der Geschichte stehen. Eine zukünftige Schweiz ist nur als sozialster Staat der Welt denkbar, sonst wird sie als Kuriosum gelegentlich im Geschichtsunterricht späterer Generationen erwähnt werden. Eine soziale Schweiz zu errichten ist nicht Sache der Ausländer, und keine Siege irgendwelcher Völker über andere entscheiden darüber, auch nicht die Russen: Es ist unsere Sache. Versagen wir, versagt die Schweiz, und es ist gleichgültig, wer uns dann einsackt. Es ist an uns, das Problem zu sehen, an uns, zu handeln. Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht, aber dass wir handeln müssen, wissen wir. Sonst werden wir zugrunde gehen. (...)

Schweizer Monatshefte, 74. Jahrgang, Heft 6, Juni 1994, S. 13 ff.



DAS UNLOGISCHE IN GLAUSERS KRIMINALROMAN

Der Schweizer Kriminalautor Friedrich Glauser hätte im Februar 1996 seinen 100. Geburtstag gefeiert: Glauser gehört zu den wenigen Autoren, denen es gelungen ist, ihrem literarischen Genre eine neue Physiognomie zu geben. Bei der Aufklärung von Glausers Fällen hat die Logik kaum ihren Platz. Bei diesem Autor, der es sein Leben lang nicht leicht hatte und seinem populären Wachtmeister Studer erscheint Mitleiden als letzte Möglichkeit ethischen Verhaltens dem Gestrauchelten gegenüber. Hardy Ruoss beschreibt die Literaturgattung des Kriminalromans, die sich von Edgar Allan Poe bis zu Friedrich Dürrenmatt gründlich gewandelt hat.

Hardy Ruoss: VOM SCHARFSINN ZUM MITLEID

Hardy Ruoss, Dr. phil., geboren 1948 in Celerina GR, studierte Germanistik, Anglistik und Sozialpädagogik an der Universität Zürich. Abschluss mit einer Dissertation über den Schweizer Schriftsteller Friedrich Glauser; anschliessend während zehn Jahren Literaturkritiker u.a. für die «*NZZ*» und die «*Schweizer Monatshefte*» und seit 1979 Literaturredaktor beim Schweizer Radio DRS 2 (*Reflexe*, 52 beste Bücher, *Passage 2*). Publikationen über die Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer, Friedrich Dürrenmatt, Karl Stamm, Friedrich Glauser u.a.; Essays über die jüngere Schweizer Literatur. Hardy Ruoss ist Mitglied verschiedener Literatur-Jurys und -Stiftungen und arbeitet regelmässig als Dozent am Medienausbildungszentrum MAZ in Luzern.

(...) Glausers Verständnis von Tat und Täter entspricht eine eigene Vorstellung von Kriminalroman und Detektivgeschichte. Vom «Schlaumeier» mit dem «Psychologenblick» hält er nichts. Die Lösung eines Falles darf nicht als «Blümlein am Wege blühen», das auf den Detektiv und findige Leserschaft wartet, auf dass es mit leichter Hand gepflückt und an den Hut gesteckt werde. Gegen solcherlei Lesevergnügen unter dem Niveau selbst jener, die *Courths-Mahler* lesen, ist Glauser ganz entschieden. Und er ist auch gegen den Bösewicht an sich, die Inkarnation des Übeln und Schlechten. Ihn interessieren nicht mordwütige Affen, ihn interessiert der nackte Mensch, «l'homme tout nu», wie ihn der belgische Schriftsteller Georges Simenon (1903–1989) nennt. Glauser weist verschiedentlich auf die Bedeutung hin, die Simenon für ihn gehabt hat: «Bei einem Autor habe ich all das vereinigt gefunden, was ich bei der gesamten Kriminalliteratur vermisst habe. Der Autor heisst Simenon.» Glauser hält nichts von der strengen Funktionalität der Teile, wie sie der klassische Kriminalroman fordert, in dem alle Handlung und jede Figur nur dem einen Zweck dienen: der Verrätselung des Falles und der endlichen Auflösung des Rätsels. Auch gegen das sture Kausalitätsdenken wendet sich der Krimiautor Glauser, der dem Zufall und dem Schicksal wieder zu ihrem Recht verhelfen will: «Dürfen wir verschweigen, dass es Formen annimmt, die tragisch und lächerlich zugleich sind? Dürfen wir von Schicksal nur dann sprechen, wenn es glatt gebügelt aussieht wie eine Hose, die gerade aus der Werkstatt des Schneiders kommt oder wenn es schwarz ist, wie ein frischgefärbtes Trauerkleid?»

Während im klassischen Krimi die Logik triumphiert, regiert im modernen Krimi die Psycho-Logik. Bei Glauser aber kommt ein Drittes hinzu: In seinen Romanen und Geschichten regieren Zufall und Schicksal. Sie ermöglichen alles, auch das Unlogische. Seine Kriminalromane und -geschichten handeln von einer unberechenbaren Welt, von undurchschaubaren Menschen und einem geheimnisvollen Schicksal, das seine Macht ausspielt. Eine solche Kriminalliteratur nähert sich der Groteske. Mit allem Möglichen und Unmöglichen ist fortan gleichermaßen zu rechnen. Zur Wirklichkeit von Glausers Kriminalromanen gehört alles, was wirksam ist: Traum, Wunsch, Utopie, Zufall, Paradoxes und Absurdes. Nicht mehr die Auflösung des Kriminalrätsels steht im Vordergrund, sondern Menschen und ihre Geschichten, die um so geheimnisvoller werden, je mehr sie der Detektiv zu enträtseln sucht. Glausers Geschichten enden nicht mit einem «Theatercoup», wie sie der allwissende Detektiv à la Dupin am Schluss vieler Krimis inszeniert. Das Leben geht nach der Auflösung eines Falls weiter wie vorher: «unlogisch, packend, traurig und grotesk zugleich», um es mit Glauser zu sagen. (...)

Schweizer Monatshefte, 72. Jahrgang, Heft 3, März 1992, S. 219ff.

MACHT TRADITION DENKFAUL?

Die Westschweizer sind europafreundlicher als die Deutschschweizer. Immer wieder ist aus der Westschweiz der Appell an die Deutschschweizer zu hören, darüber nachzudenken, ob «Neutralität» und «direkte Demokratie» tatsächlich ausreichende Gründe für einen Nichtbeitritt zur Europäischen Union sind. Aus der Feder des Lausanner Philosophen und Essayisten Etienne Barilier stammen die folgenden Überlegungen zu diesem Thema.

Etienne Barilier: UNE SOCIÉTÉ DE SCHIZOBIOSE

Etienne Barilier,
geboren in Payerne VD
am 11. Oktober 1947.
Schriftsteller und Übersetzer,
lebt in Pully VD,
studierte in Lausanne
Literatur und promovierte mit der Dissertation *Camus, philosophie et littérature* (1977).
Als Musikschriftsteller schrieb er über A. Berg einen *Essai d'interprétation* (1978) und als Polemiker über die welschen Literaturzirkel, *Soyons médiocres* (1989), *Essays, gesammelt in Les petits camarades* (1987) und *Les trois anneaux* (1988).
Barilier übersetzte u.a.: F. Dürrenmatt, F. Wedekind, L. Hohl, T. Landolfi. – Weitere Werke: *Orphée* (1971), *Passion* (1974), *Le chien Tristan* (1977), *Prague* (1979), *La créature* (1984), *Le dixième ciel* (1986) *Musique* (1988), *Une Atlantide* (1989), *Un rêve californien* (1995), *Contre le Nouvel Obscurantisme* (1995).

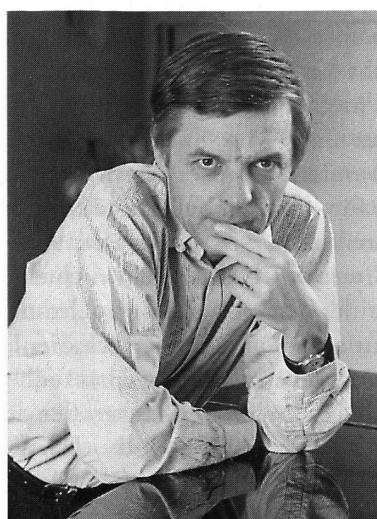
(...) Les institutions ou les fondements constitutionnels de la Suisse, furent-ils des idées en acte, semblent pouvoir se passer des idées pour fonctionner, quand ils ne demandent pas expressément que l'on répudie les idées.

Et ce n'est pas vrai seulement du fédéralisme. Il en va de même de la «neutralité permanente» et de la «démocratie directe» qui, aux yeux de notre actuel

Président de la Confédération, définissent, avec le fédéralisme, l'essence même de notre pays, et, accessoirement, les trois obstacles majeurs à son entrée dans la Communauté européenne. Car je forcerais à peine les choses en prétendant que la «neutralité permanente», du point de vue de la psychologie nationale, est une façon de baisser les yeux sur le débat politique en Europe et dans le monde, donc sur le combat de valeurs qui se déroule hors de nos frontières. Nous n'avons pas à prendre parti, donc nous n'avons pas à juger, donc à quoi bon penser? Ramuz, encore lui, était très sensible à ce risque d'apathie intellectuelle et spirituelle, dans les années trente, quand tout autour de la Suisse des régimes extrémistes prétendaient concurremment à la vérité politique. Mais le problème n'en reste pas moins réel aujourd'hui.

Quant à la «démocratie directe», elle peut tout aussi bien conduire à la démobilisation des intelligences. Chaque citoyen, y compris l'intellectuel, a le sentiment diffus, et d'ailleurs partiellement justifié, que le pouvoir politique est entre ses mains: à quoi bon regarder ce pouvoir, le juger, le contredire, le contrecarrer, l'enrichir? Il n'y a qu'à l'exercer, un point c'est tout. Quel besoin de penser, quand on peut voter? (...)

Schweizer Monatshefte, 71. Jahrgang, Heft 6, Juni 1991, S. 475 ff.



Etienne Barilier

GLAUBE UND ANGST

Der Historiker François Furet sieht im Zerfall der kommunistischen Herrschaftssysteme ein erstaunliches, noch nicht ganz fassbares Phänomen, welches weniger mit dem Ende des Napoleonischen Reiches, das ein Erbe an Institutionen hinterliess, als mit dem Ende des Hitlerschen Imperiums vergleichbar ist. Die Einzigartigkeit des Ereignisses bestehe darin, dass eine gewaltige Macht nicht durch Niederlagen untergegangen ist, sondern ausschliesslich durch ihr systeminhärentes Krisenpotential. Ihr Verschwinden hinterlässt eine Leere, die sogar die ehemaligen Gegner erschreckt.

François Furet: DAS RÄTSEL DES ZERFALLS

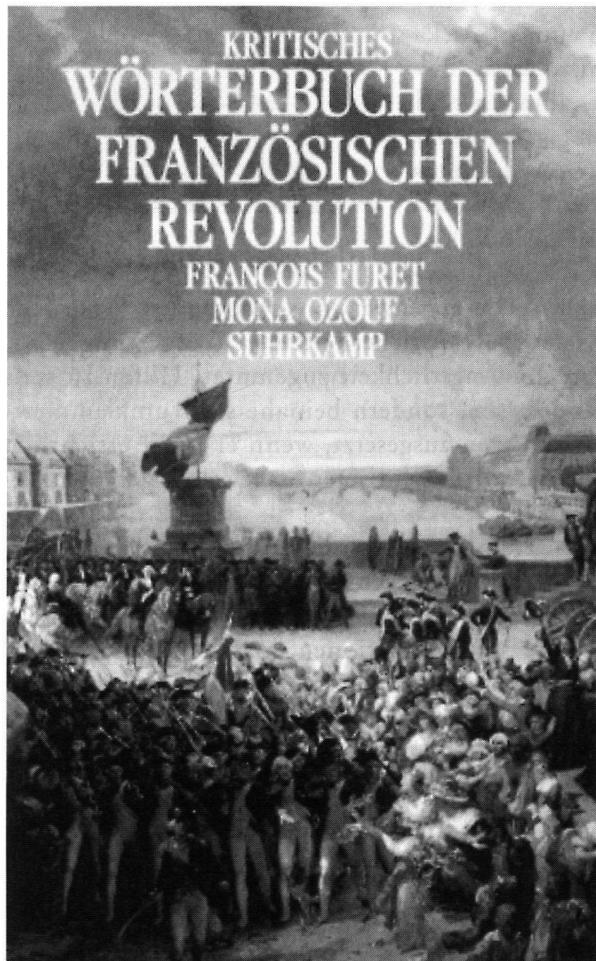
François Furet, Historiker, war von 1977 bis 1985 Präsident der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris. Danach wurde er Direktor des Institut Raymond Aron in Paris. Forschung vor allem zur Französischen Revolution.

(...) Was wir vor Augen haben, ist weder ein zerstückelter, ein – durch unglückliche Kriege – reduzierter, auch nicht ein durch die Revolte der von ihm unterworfenen Völker zerstörter Staat, sondern der Zerfall eines durch innere Gebrechen aufgelösten Sozialsystems. Die Krise brach zuerst in Moskau aus. (...)

Zwei Vorfälle, die einen Bezug zueinander haben, verschlimmerten die Situation rasch. Der erste war das Ende des Polizeiterrors. Mit der Angst, die das System allen – Individuen und unterworfenen Staaten – einflösste, beherrschte es alle. Wenn Menschen und Staaten keine Angst mehr haben, gehorchen sie auch nicht mehr.

Die zweite Veränderung betraf die Überzeugungen; sie ist rätselhafter. In Osteuropa, von Warschau bis Budapest und Prag, glaubt seit der Unterdrückung der Revisionsbestrebungen von 1956 niemand mehr an den Marxismus-Leninismus, nicht einmal die Kommunisten. Das gleiche geschah in der UdSSR, und hat, gleich wie in Mittel- und Osteuropa, die Eliten des Regimes erfasst. Durch diesen Riss im kommunistischen Bewusstsein drang sowohl die Idee, das System zu reformieren, wie auch, es abzuschaffen. Das ist die Doppeldeutigkeit des Gorbatschewismus: Revisionismus oder Abkehr vom Kommunismus. Nun hat die Dynamik der Revision mitten in einer so tiefen Krise die lebendig gebliebenen Kräfte zum Umsturz des Systems geführt. Das totalitärste System aller Zeiten hat sich als äusserst gebrechlich erwiesen, sobald es seine zwei Triebfedern, den Glauben und die Angst, verlor. Es ist wie Glas zerbrochen, zuerst in den unterjochten europäischen Staaten, sobald es sich den grossen Leidenschaften ausgesetzt fand, die es überwunden zu haben glaubte: dem Nationalgefühl, der Sehnsucht nach Wohlstand, der Freiheit. Die Zukunft wird zeigen, welche dieser Leidenschaften in jedem sich aus dem Kommunismus befreien Land die Oberhand gewinnen wird. (...)

Schweizer Monatshefte, 71. Jahrgang, Heft 2, Februar 1991, S. 114 ff.



In diesem Sommer auf deutsch erhältlich:
«Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution»,
hg. von François Furet und Mona Ozouf, 2 Bände,
Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996.

DER LEISTUNGSSTAAT IN ANFECHTUNG

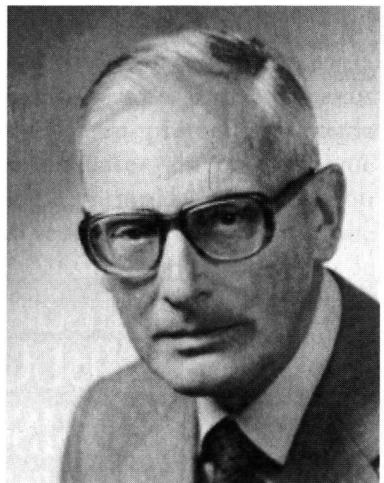
Nach schweizerischem Verständnis gehört es auch zu den Aufgaben eines Staatswissenschaftlers, in schwierigen Situationen nicht nur Analysen, sondern auch Entscheidungshilfen zu liefern und an den Entscheiden und deren Durchsetzung aktiv mitzuwirken. Damit wird jeder Beobachter, Kommentator und Gutachter – mindestens indirekt – zum Mitverantwortlichen. Die beiden intellektuell scharf zu trennenden Operationen der Lagebeurteilung und des verantwortlichen Entscheidens werden dadurch zwar nicht in der Sache, aber in der Person verbunden. Kurt Eichenberger verkörpert diese durch das Milizprinzip bedingte «Personalunion» aufs Trefflichste.

Kurt Eichenberger,
1922 in Burg AG geboren. Eichenberger studierte Geschichte und Jurisprudenz an den Universitäten Zürich und Bern. Nach Gerichts- und Verwaltungspraxis wurde er Professor für öffentliches Recht an der Uni Basel, dort Rektor bis 1969. Schwerpunkt seiner Lehr- und Forschungstätigkeit sind das Staats- und Verwaltungsrecht mit Einschluss der Staatslehre. Dr. h.c. der Universitäten St. Gallen und Tübingen. – Werke u.a.: *Die oberste Gewalt im Bunde* (1949), *Kommentar der Verfassung des Kantons Aargau vom 25. Juni 1980* (1986), *Sinn und Bedeutung einer Verfassung* (1991).

Kurt Eichenberger: STAATSFÄHIGKEIT

(...) Der Staat steht unvermeidlich in schwierigen Lagen, zumal dann, wenn er als freiheitlich-pluralistische Demokratie konstituiert ist und seinem vorherrschenden Auftrag gerecht zu werden trachtet, für Mensch und Gesellschaft eine je in der Zeit akzeptierte Friedensordnung aufzurichten und zu behaupten. Seine eigene Situation ist mit der «geistigen Situation der Zeit» (die ausdrücklich so von Karl Jaspers bis zu Jürgen Habermas thematisiert worden ist), mit dem Zustand der Gesellschaft, mit den dauernd gültigen wie mit den momentan herrschenden Werten des Menschen verwoben. Es ist demzufolge nie präzis bestimmbar, wo er sich hic et nunc in Wahrheit befindet. Es ist aber gewiss schief, bedrückende und verängstigte Befindlichkeiten von Mensch und Gesellschaft einseitig dem Staate anzulasten. Totalanalysen und Gesamtbeurteilungen sind jedoch nicht verifizierbar, pflegen sich eher und fast regelmässig zu falsifizieren. Trotzdem sind die Bemühungen, sich zu orientieren und von da aus Ziele anzugehen, der heutigen Staatsexistenz unter komplizierten Daseinsbedingungen gemäss. Die gegenwärtig vorwaltenden Eindrücke zeigen individuell und gesellschaftlich Unsicherheiten, ja, Verwirrungen an, und dem Staat wird in aufgeregter Ängstlichkeit zugemutet, Hilfen zu stellen. Er wird deshalb nicht losgelassen, sondern beinahe starr umklammert, zugleich aber einem Regen von Rügen ausgesetzt, wenn er nicht ersichtlich leistet, was zu leisten von ihm gefordert wird. Der Staat selbst gerät in Anfechtungen.

Staatsfähigkeit sucht zurechtzukommen in diesem überanstrengenden Grundsachverhalt. Reduktionen des Komplexen auf Durchführbares, das den realen Handlungsmöglichkeiten angepasst ist, ist derzeit ihr naheliegender Einstieg. Das erfordert zwar einige Simplifikationen, macht jedoch zugleich den Weg frei, um dem Rationalen Vortritt zu schaffen, dadurch Ängste abzubauen und geordnete Handlungsfähigkeiten zu regenerieren. Lähmungen, aufbegehrender Lärm, Gefühle des Unbehagens und verdüsternde Sichten können nach und nach praktisch wirksamen und nützlichen Aktivitäten weichen. Es braucht seine Zeit, es braucht belebten Willen, es braucht vor allem die Bereitschaft zu etlichen Anstrengungen, auf die sich Staatsfähigkeit stützen muss. (...)



Kurt Eichenberger

ANACHRONISMUS ODER ZUKUNFTSMUSIK

In Zeiten enger zu schnallender Gürtel (wie die politisch korrekte Phrase lautet) stellt sich die Frage nach Sinn und Unsinn von subventionierten Kulturtempeln immer dringlicher. Benning untersucht ihre Funktion und ihre Aufnahme beim Publikum, den ganzen Betrieb, der sich – mächtigen Trendmachern folgend – von Hit zu Hit zu retten sucht, um schliesslich auf die Titelfrage eine optimistisch-utopische Antwort zu geben. Hier zeigen wir einen Ausschnitt aus der Analyse.

Achim Benning: THEATER IN ZÜRICH – WOZU?

Achim Benning
ist 1935 in Magdeburg geboren. Er studierte Philosophie an den Universitäten München und Wien. Daneben seit 1956 Besuch des Reinhardt-Seminars in Wien mit Abschlussprüfung 1959. Im gleichen Jahr wurde Benning ans Burgtheater engagiert, zuerst als Schauspielleve, dann als Schauspieler und Regisseur. 1976 wurde er zum Direktor des Wiener Burgtheaters gewählt. Seine Direktionszeit währte bis 1986 und ist die längste in der Geschichte der Burg, über die Achim Benning 1986 das Buch «Ebenbild und Widerspruch» herausgegeben hat. Im September 1987 wurde er zum Direktor des Schauspielhauses Zürich gewählt und trat die Leitung der Bühne am Pfauen im August 1989 an, die er inzwischen wieder abgegeben hat.

(...) Wenn's gut geht, begegnet man sich im Theater selber, in Gemeinschaft mit anderen, die sich auch auf der Spur sind. Und man möchte seinen Träumen begegnen und sich unterhalten; die Sprache verrät, dass man das selber tun muss. Jedenfalls trägt man ein gerüttelt Mass an Mitverantwortung für die eigene Unterhaltung. So ist es denn verständlich, dass die sich Langweilenden (die können außerdem auch unter Stress leiden) dem Theater jedenfalls angeödet Langweile vorwerfen, so wie alle diese wunderbar oberflächlichen, sich selbst bemitleidenden Alltags-Philosophen bei *Turgenjew* und *Cechov* ihre Mitmenschen für ihre eigene Langweile verantwortlich machen und doch ganz allein selber Ursache ihrer Krankheit sind.

Diese verlorenen bürgerlichen Individuen des 19. Jahrhunderts sind die Ahnen der heutigen Gelangweilten, die das dazu beitragen, dass ein Teil des Theaterpublikums immer wieder zum Sensationspöbel verkommt, wie *Karl Kraus* es nannte. Der braucht dann auch die Hilfe der eloquenten Trend-Herolde, die ihm die Erfolge verkünden, die die Bestseller-Listen und die Hit-Paraden aufstellen und ihn durch den Mode-Wirrwarr führen. Das Buch, das Stück, die Aufführung, der Film des Monats, des Jahres bringen Ordnung in den Dschungel der kulturellen Angebote und lichten auch das Unterholz all der Symposien, Workshops, Lesungen, Chanson- und Kabarett-, Lieder- und Kammermusik-Abende (...), ganz zu schweigen von den Filmwochen, Theatertreffen, Opernfestspielen und Festspielen an sich und überhaupt.

Natürlich bleiben gerade in diesem Chaos die Trends nichts anderes als die Trends, werden aber posthum zu Geschichte umgemünzt, auch wenn sie nicht traditionsfähig sind, weil die Trendsetter zumeist auch noch ihre eigenen Historiker sind, und somit jede Revision der fixen Urteile ausgeschlossen wird, vor allem bei der transitorischen Kunst des Theaters, der Schauspielkunst, deren Geschichte «*in Wasser geschrieben*» wird. (...)

Das Theater ist zu teuer, zu museal oder zu modernistisch, oft beides in fataler Mischung; das Publikum hat die Orientierung verloren, die Kritiker ihre Glaubwürdigkeit; die Schauspieler sind proteische Versteller geworden und aus der «*Solidarität ihres künstlerischen Handwerks*» ausgeschieden, die Regisseure sind zu Rampenvögten verkommen, die nur noch die Bühnenbildner am Talmi-Glanz des Regietheaters teilhaben lassen, – und die Autoren sterben einfach aus. (...)



Emil Nolte, Masken, 1911.
Quelle: Weltgeschichte der Kunst,
Prestel, München 1992.

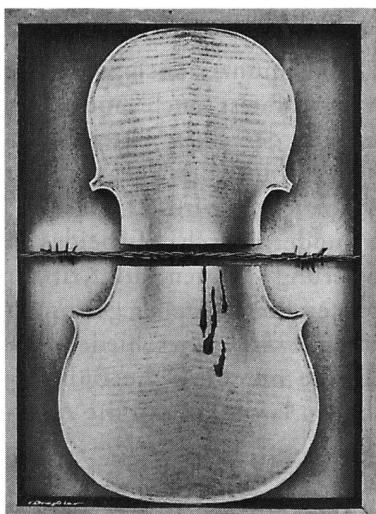
GEOGRAPHIE DER GESCHICHTE

Die Reichweite der emotionellen Grundwelle, die die Öffnung der Grenzen, die millionenfache Begegnung von Deutschen zweier Staaten ausgelöst hat, ist 1990 nicht im geringsten abzuschätzen. Im Februar fragt Jochen Thies in den Monatsheften, ob sich deutsche Politiker finden, die der neuen Verantwortung gewachsen sind. Golo Mann hat Jochen Thies auf dessen Beitrag «Anmerkungen zur Lage in Deutschland» einen Brief geschrieben, den die Redaktion ausschnittsweise mit Manns Erlaubnis zitierte.

Golo Mann: HAUPTSTADT BERLIN?

Golo Mann,
1909 in München geboren; ging 1933 mit seinem Vater Thomas Mann in die Emigration. Publizist, Dozent, Historiker, Schriftsteller. Erhielt u. a. den Frankfurter Goethe-Preis und ist Mitglied des Ordens Pour le Mérite.

Otto Dressler, Kultur in Deutschland, Objektbild. Dauerausstellung: Geteilte Interpretationen – Maler sehen Die Mauer. Haus am Check-point Charlie, Berlin (West).



(...) Vor mir liegt eine Münchener Monatsschrift «Epoche», die ich bisher immer recht vernünftig fand. Auf der Titelseite diesmal: «Zusammenbruch des Sozialismus – Die erste erfolgreiche Revolution der deutschen Geschichte stürzt die Götzen der Weltrevolution vom Sockel – Der Sieg der Freiheit – Überlebt Gorbatschow den 6. Mai 1990?» – und noch weiter in diesem Sinn. Dass «die erste erfolgreiche Revolution in der deutschen Geschichte» Gorbatschow vielleicht ein klein bisschen zu verdanken hat und dass sein Sturz für Deutschland – auch für Deutschland – höchst fatale Folgen haben könnte... nicht der mindeste Gedanke daran. Wir haben es wieder einmal geschafft. (...)

Mit einem Ihrer Argumente kann ich mich nicht recht versöhnen: (...) Die Notwendigkeit der Hauptstadt Berlin. Es ist wahr, dass die «anderen deutschen Staaten», grosse und kleine, bis zu Vaduz, Hauptstädte haben, die früher auch Residenzstädte waren, mehr oder weniger. Berlin war als Hauptstadt des Deutschen Reiches immer neu, weil das Deutsche Reich selber eben etwas Neues war und mit dem alten und echten «Römischen Reich Deutscher Nation» rein gar nichts zu tun hatte. Berlin als Hauptstadt des Deutschen Reiches – der Sieg Preussens. Unter Wilhelm II. mag das auch ganz hübsch gewesen sein. Im Ersten Krieg sicher nicht. Der Kronprinz von Bayern an seinen Ministerpräsidenten: «Der Mammonismus in Berlin hat unvorstellbare Dimensionen angenommen. Alles tanzt nach dem Goldenen Kalb.» Dieser Fürst war ein gescheiter Mann. Dass alle Kriegsbehörden, alle Verteilungsbehörden, ob Wäsche, oder klägliche Dinge zu essen, von Berliner Behörden durch das ganze Reich verteilt wurden, hat die kleineren Monarchien unnütz gemacht und zu ihrem Sturz geführt, was ich rückblickend als einen Schaden ansehe. Sie hätten noch wenigstens eine oder zwei Generationen dauern sollen. Und dann: Ich habe das Berlin der späten zwanziger, der frühen dreißiger Jahre einigermassen intensiv erlebt. Oh, die beiden Opern, die Theater, die Konzerte, dagegen war wahrlich nichts zu sagen, und es haben sich auch viele junge Engländer damals in Berlin amüsiert. Aber die Politik war entsetzlich. Und sie bestimmte doch weitgehend auch die Atmosphäre. Vom Berlin nach der Machtergreifung und bis 1945 will ich nun gar nicht reden. Auf der anderen Seite: muss denn eine Hauptstadt sein? Max Weber war schon im Jahre 1915 dagegen. Die USA haben ganz offenbar keine. Die Schweiz auch nicht. Österreich ja, wohl oder übel; das ist eine ehemals glorreiche, uralte Hauptstadt ohne Reich, etwas ziemlich trauriges. Bonn hat seine Sache durchaus gut gemacht. Es ist eine sehr alte Bischofsstadt, jetzt ohne Bischof, es ist eine nicht alte Universität, aber doch eine, die schon im 19. Jahrhundert Ruhm erntete, und es ist seit 1949 eine Regierungsstadt. (...)

Wäre ich ein guter Hausvater, so würde ich hinzufügen: Was, bei allem, was die Bundesrepublik nun für die «Vereinigung» bezahlen muss, auch noch hundert Millarden mehr für Berlin als Hauptstadt?

Noch einmal, ich las Ihren Artikel mit dem grössten Interesse und Beifall.

Golo Mann

Schweizer Monatshefte, 70. Jahrgang, Heft 4, April 1990, S. 361 ff.

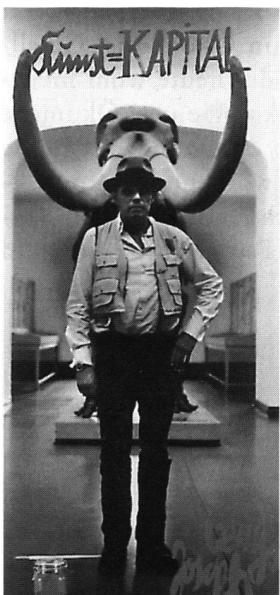
ÜBERDRUSS UND WUT – ERMITTLEMENTEN ÜBER EIN SPANNUNGSFELD

Die Frage nach der lebendigen, wirklichen und gegenwärtigen Kunst drängt sich am Ende des Konsumkult-Jahrzehnts von neuem auf. Der Autor stellt den musealen «erloschenen kulturellen Gegenstand» dem gänzlich unvertrauten avantgardistischen Werk gegenüber. Löst das erstere Gleichgültigkeit und Überdruss aus, so packt uns beim letzteren Wut, weil es gegen unsere Erwartungen verstösst. Dieser Spannung, dieser Polarität, die besonders in der sogenannten Provinz existiert, geht Peter von Matt nach.

Peter von Matt: KULTURFAHRUNG UND KULTURBEWAHRUNG

Peter von Matt, geboren 1937, ist Ordinarius für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Studium der Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte. Promotion 1964 in Zürich. Habilitation 1970 mit einem Buch über E.T.A. Hoffmann. Seit 1976 Ordinarius. 1980 Gastprofessor an der Stanford University in Kalifornien. Schwerpunkte seiner Bücher und Aufsätze sind die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, allgemeine Literaturtheorie und literarisch-kulturpolitische Fragen der Schweiz.

Joseph Beuys, *Kunst = Kapital*, 1980. Sammlung Dr. R. H. Krauss.



(...) Für die Schweiz als Ganzes wird man sagen dürfen, dass sich das Ineinanderwirken von Kulturerfahrung und Kulturbewahrung heute am ungebrochensten in den Bereichen einer erlebten Regionalität abspielt. Neu ist das natürlich nicht – aber es gewinnt in der Situation gesellschaftlicher Desintegration, mit der wir vielfach konfrontiert sind, einen akuten Sinn. In der Schweiz war die Region nie «Provinz» im abschätzigen Sinn des Wortes, nie bloss ein ödes Hinterland der Städte. Der Schweizer Kulturschaffende steht nicht in einer Grundspannung zwischen seiner Region und Zürich, sondern in der Spannung zwischen seinem Ort in der Schweiz und den Weltmetropolen Paris oder New York oder Berlin oder Los Angeles oder Tokio. Alberto Giacometti lebte aus dem Bezug zwischen Stampa und Paris, so wie Max Frisch aus dem zwischen Zürich und New York lebt oder Peter Bichsel aus dem zwischen Bellach und Berlin – und Stampa und Bellach und Zürich rücken unter diesem Aspekt recht nahe zusammen. Die massgeblichen kulturellen Leistungen der Schweiz sind regional abgestützt, nähren sich aus der Verbindung von eigensinnigem Regionalismus und unerschrockener Weltläufigkeit. Amiet auf der Oschwand, Luginbühl in Mötschwil, Inglin in Schwyz, Gerhard Meier in Niederbipp, Robert Walser in Biel und Paul Stöckli in Stans und Ramuz in Pully und Meyer-Amden in Amden und Adolf Dietrich am Bodensee und Otto F. Walter in Solothurn – sie leben nicht in der Provinz, nicht in der Stadt, nicht auf dem Lande, sondern in einem begriffenen regionalen Raum, von dem sie wissen, dass er nicht die Welt ist, der ihnen aber einen Standort gibt dieser Welt gegenüber. Provinz ist ein Wort, das Verachtung impliziert. Seiner Region gegenüber hegt der Künstler und Kulturschaffende keine Verachtung, wohl aber – und das dann schon – eine komplexe Mischung von Ironie, Vorbehalten und Anhänglichkeit. In Ironie und Vorbehalten lebt das Wissen um die Massstäbe der Metropolen, in der Anhänglichkeit das Bewusstsein, festen Boden unter den Füßen zu haben.

Regionalität ist heute in der Schweiz zu einer der lebenswichtigsten Formen gemeinschaftlicher Identitätsbildung geworden. (...)

Das heisst, dass sich die kulturelle Arbeit in der Region auf eine ganz besondere Weise jener Spannung zwischen dem Musealen und dem Unvertrauten, dem Erloschenen und dem bedrohlich Fremden zu stellen hat. Sie muss das Alte aufwecken und das Neue erschliessen, denn mehr als anderswo ist man hier in Gefahr, sich im Vertrauten wohlig einzurichten. Die zwei Gefühlsreaktionen, von denen die Rede war: der Überdruss am Musealen und Wut gegenüber dem Avantgardistischen, können als Provokation therapeutisch eingesetzt werden, Provokationen, welche die volle Dynamik der kulturellen Erfahrung überhaupt erst in Gang setzen. (...)

Schweizer Monatshefte, 69. Jahrgang, Heft 2, Mai 1989, S. 143ff.

PRINZIP HOFFNUNG – PRINZIP HEIMWEH

Eine Generation, die Permissivität zu den höchsten Werten zählt, schwankt zwischen Heimweh und Hoffnung. 1789 kam es in Frankreich zu einem «fast rauschgiftsüchtigen Verbrauch von Tugend und Menschenrechten», und 200 Jahre später tauchen die spannungsgeladenen Prinzipien als Bewusstseinssetzen am Horizont wieder auf. Herbert Lüthy schöpft aus einem reichen Fundus an historischen Erfahrungen und Erkenntnissen und zeigt in seiner Analyse des Zeitgeists zwischen 1789 und 1989, dass Geschichte zwar weder «Klugheit für ein andermal» noch «Weisheit für immer» vermittelt, aber doch klärende und orientierende Hilfe leisten kann.

Herbert Lüthy: DIE MENSCHENRECHTE – SEITHER

Herbert Lüthy,
geboren 1918, studierte
in Paris, Genf und
Zürich. Historiker und
Essayist. 1958 bis
1970 Professor für Ge-
schichte der Neuzeit an
der ETH, von 1971 bis
1980 an der Universität
Basel. Langjähriges Mit-
glied des Vorstandes
der «Schweizer Monats-
hefte». – Werke u.a.:
*Frankreichs Uhren gehen
anders* (1954), *La
Banque protestante en
France* (1959–1961),
*Nach dem Untergang
des Abendlandes* (1964),
*In der Gegenwart der Ge-
schichte* (1967), *Tugend
und Menschenrechte*
(1989), *Wo liegt Europa?*
(1991).

(...) Der Aufruhr hat fast nur Graffiti – darunter so treffende wie die Kurzbiographie métro-boulot-dodo – und ein abgründiges Utopiedefizit hinterlassen. Die meisten haben damit zu leben gelernt. Die Konjunkturen wechseln schnell und unvorhersehbar. Zur Zeit ist es wahr, dass die Menschenrechte hoch im Kurs stehen, wenn auch vor allem in Form von vehementen Protestkundgebungen von Menschenrechtsorganisationen gegen weltweit grassierende Menschenrechtsverletzungen, die damit als ständige Rubrik neben Unglücksfällen und Verbrechen in den Informationsverschleiss der Massenmedien eingegangen sind: Man mag darin einen Trost und einen Fortschritt sehen. Es ist sogar wahr, dass manche fast bürgerliche Tugend wieder Aufwind hat, wäre es auch als Furcht vor einer Pandemie eines neuen «Lohns der Sünde», und mit sichtlicher Verlegenheit empfehlen Weltgesundheitsorganisationen und Gesundheitsbehörden den Nachkommen der permissive generation des alten *Malthus* moral restraint. All dies hat keinen Ort in einer gesellschaftlichen Ordnung; es ist nicht einmal Information im eigentlichen Wortsinn von «Unterrichtung» oder gar «Bildung», sondern nur im Sinn eines elektronischen output oder eines mediatischen spot. *«Die häufige Wie-
derbesinnung auf die fundamentalen Prinzipien»*, ohne die sich gemäss der Bill of Rights von Virginia kein freier Staat erhalten kann, scheint somit einigen Sekten und Eiferern überlassen zu bleiben. Die Prinzipien als Anfangsgründe jeden politischen Denkens und als Prinzipien des Möglichen auch jeder rationalen Utopie rotieren als Bewusstseinssetzen beliebig um die ihrerseits wechselnden Achsen kurzatmiger ad hoc-Philosopheme, und niemand kann mit Gewissheit sagen, ob wir uns in Gravitation auf neue Prinzipien, im Zu-
stand der Turbulenz, der Schwerelosigkeit oder des freien Falls befinden.

Das zur Zeit allein aktive Prinzip Hoffnung des freien Marktes wirkt autonom als permanente «schöpferische Zerstörung» in Ökonomie, Gesellschaft und Umwelt. Doch oikos, das Stammelement der heute wohl meistzirkulierenden Gemeinplätze, heisst in Ökonomie, Ökologie und Ökumene dasselbe: Haus, Häuslichkeit, Heimat. Dem Prinzip Hoffnung des homo faber (und consumptor) tritt in seiner zur Baustelle gewordenen Welt unvermutet das Prinzip Heimweh entgegen – Heimweh nach Natur, Heimat, Kinderglauben, Geheimnis. Beide Prinzipien sind in jeder Psyche vorhanden und kämpfen um ihre Geltung.

Schweizer Monatshefte, 69. Jahrgang, Heft 3, März 1989, S. 204ff.



Michelangelo, 1475–1564,
Sterbender Sklave (Ausschnitt).
© R.M.N., Paris 1989.

BEGEGNUNG MIT KÜNSTLERN

Eine der bedeutendsten Künstlerinnen der Schweiz, Meret Oppenheim, im Gespräch mit der Basler Kunstkritikerin Annemarie Monteil – vertauschte Rollen: Auf der Suche nach ihrem Selbstverständnis als Künstlerin kritisiert Meret Oppenheim die Kritikerin. Meret Oppenheim nimmt Annemarie Monteil in die Schule des Wortes, jenes Arbeitsinstrumentes mithin, auf das die Kritikerin sich doch eigentlich verlassen zu können glaubte. Eine Erfahrung, über die Annemarie Monteil hier spricht.

Annemarie Monteil: «... ZUVÖRDERST DER SCHATTEN»

Annemarie Monteil,
Schulen und Matura in Solothurn. Kunstgeschichtliche Studien in Paris. Seit 1960 Kunstkritikerin bei verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen und bei Kunstschriften in der Schweiz und in Deutschland. Mitarbeit am Lexikon «Künstler» sowie bei Radio DRS, Ressort Kultur. Lebt seit 1975 in Basel.

(...) Von *Sappho* bis zu *Paula Modersohn-Becker* gab es weibliche Kreativität. Aber erst in unserer Gegenwart ist auf breiterer Ebene ein Bewusstsein des Publikums für Ebenbürtigkeit entstanden. Und damit konnte das Selbstbewusstsein der Frau wachsen, sie gewann den Mut, hervorzutreten.

Bei *Meret Oppenheim* erlebte ich etwas vom Ringen um dieses Selbstbewusstsein. Darunter ist nicht einfach Anerkennung von aussen her zu verstehen. Ihr ging es ebenso sehr um die Überwindung des Konfliktes der *Karoline von Günderode* vor bald zwei Jahrhunderten: Frauen müssen sein, Männer dürfen tun. Um die Balance in sich selbst.

Hier setzt meine Erinnerung ein. Meret Oppenheim war die erste, die mir auseinandersetzte, was notwendig sei – und was damals ungewohnt war: Kein Gerangel um Vormachtstellung, nein, die Frau müsse die ihr innenwohnende männliche Komponente besser entwickeln, der Mann jedoch seine weiblichen Anlagen. Den Rat habe ich in harzigen Lebens-Situationen brauchen können.

Dabei blieb es nicht. Weil viele Frauen für ihren öffentlichen Auftritt noch immer innere oder äussere Schwierigkeiten zu überwinden haben, erwächst der Kunstkritik eine spezielle Sorgfaltspflicht – womit ich keineswegs Milde und Schonung meine. Wieder war es Meret Oppenheim, die mich auf diese Art von Sensibilität gegenüber dem «weiblichen Künstler» – ein Wort von ihr – einstimmte.

Das war 1979, ich schrieb über die Brunnenprojekte von Frau Oppenheim, die damals unbekannt in der Schublade ihres Ateliers lagen. Ich plädierte für deren Realisierung. (Es war lange vor dem attackierten Brunnen auf dem Berner Waisenhausplatz.) Meinen Artikel habe ich damals mit ihr vordiskutiert. Im Anschluss daran schrieb sie mir einen Brief:

«Sie sprechen von ‹zarten› Bildern und Zeichnungen. Hier reagieren wieder meine alten Komplexe von der ‹Frau als Künstlerin›. In einer Berliner Kritik über eine Ausstellung schrieb anfangs des Jahrhunderts einer: Mit zarter Frauenhand haucht Auguste Renoir seine Blumenstillleben über die Leinwand...! Vielleicht finden Sie ein anderes Adjektiv. Ich weiß, ‹zart› ist in keiner Weise herabsetzend. Egon Schiele ist zart, Lovis Corinth (für mich) grob. Jedes Mittel ist recht. Die Aussage kann bei den einen wie bei den andern Künstlern stark oder schwach sein. (...) Ich weiß, dass ich eher zu den Zarten gehören. Aber eben die Angst, dass man bei einer Frau zart und schwach gleichsetzt...»

Das Adjektiv «zart» verwende ich seither nur nach gründlichem Überdenken. Die Schule des Wortes ist ohne Ende, ebenso wie die Kunst. (...)

Schweizer Monatshefte, 68. Jahrgang, Heft 3, Dezember 1988, S. 1013ff.



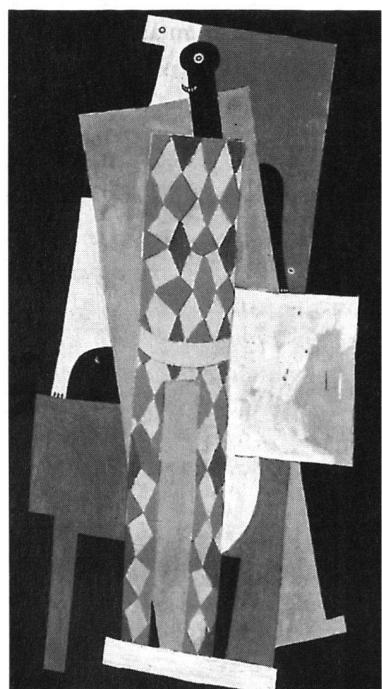
LIEBE UND STRENGE

Musikliebhaber stehen der Musikkritik bis heute in der Regel skeptisch gegenüber. Kaiser spießt die Fehlleistungen und auch die unausrottbaren Schwächen dieser journalistischen Sparte auf, die zu Vorurteilen führen, nicht ohne den Nutzen der kritisierenden Arbeit sichtbar zu machen.

Joachim Kaiser: GLANZ UND ELEND DER MUSIKKRITIK

Joachim Kaiser,
geboren 1928, Professor für Theorie des Theaters an der Musikhochschule Stuttgart. Literatur- und Musikkritiker. Seit 1977 leitender Redaktor an der «Süddeutschen Zeitung» in München. Träger des Johann-Heinrich-Merck-Preises. – Werke u.a.: Beethovens 32 Klaviersonaten und ihre Interpreten (1975), Erlebte Musik von Bach bis Stravinsky (1977).

Pablo Picasso, Gitarre, 1912.
Quelle: Weltgeschichte der Kunst, Prestel, München 1992.



(...) Die Musikkritik (...) stellt für die Musik eine qualifizierte Öffentlichkeit her. (...)

Was heisst das? Nun, im bürgerlichen Zeitalter entstand durch den freien Austausch von begründeten Meinungen gebildeter Bürger eine spezifische Öffentlichkeit für Kunst, Musik, Literatur. Die Zeitungen sprachen auch im Namen der Aufklärung und des mündigen Bürgers. Sie weigerten sich gewiss massenprinzipiell, feudale und klerikale Setzungen oder Bevormundungen ungeprüft hinzunehmen. Das ist ein Ideal-Bild vom bürgerlich-aufklärerischen Zeitalter, zugegeben. Aber Reste dieses nicht nur von Spezialisten, sondern von Bürgern bestrittenen öffentlichen Gespräches existieren durchaus heute noch. Eben die hier beschworene, durch humanen Überzeugungs-Einsatz beglaubigte Öffentlichkeit kann für die Musik eine anständige, verantwortliche Musikkritik mitschaffen.

Der Musikkritiker sollte dabei aber nicht bloss als Vorredner oder als Abschmecker fungieren, sondern als Katalysator. Seine Aufgabe besteht im Verbalisieren. Das heisst, er hebt, wenn er es vermag, musikalische Sachverhalte ins verständliche Wort. Macht Musik diskutierbar, stellt Öffentlichkeit her. Wie oft begegne ich hochmusikalischen, durchaus erfahrenen, sensiblen Musikfreunden, die zu mir sagen: «*Ich liebe Musik, aber ich verstehe nichts von ihr.*» Damit meinen diese Schein-Ignoranten eigentlich etwas ganz anderes. Sie wollen damit zum Ausdruck bringen, dass sie keine Lust haben, sich von einem professionellen Fachmann terrorisieren zu lassen, dessen Vokabular sie nicht besitzen, dem sie im Hinblick auf termini technici vielleicht nicht gewachsen sind. In Wahrheit kann ein musikalischer, hörgewohnter Laie gewiss ganz genau subtil empfinden, was ihm überzeugend oder oberflächlich oder herzbewegend vorkommt – wie nur irgendein blasierter Fachmann, dem es sowieso niemand recht macht. Doch warum sollte ein leidenschaftlicher Amateur sich mit dem dialektisch und terminologisch besser gerüsteten Fachmann in ein sinnloses Duett einlassen? Darum sagt er abwehrend: «*Ich liebe Musik – aber ich verstehe nichts von ihr.*» Der Fachmann wird schon stur genug sein, auf diese wohlerwogene Gesprächsverweigerung hereinzufallen.

Genau hier liegt aber die Chance verbindlicher Musikkritik. Ins verstehbare Wort heben, was im Konzert erklang; begründete Kritik an Kompositionen und Interpretationen so üben, dass die öffentliche Diskussion nicht entschieden ist, sondern gelenkt. Die Menschen sollen instandgesetzt werden, beim Lesen oder auch miteinander, über musikalische Ereignisse ein halbwegs vernünftiges Gespräch zu führen. Zum guten Dialog gehören natürlich Vertrauen, Erweiterung, Differenzierung, Widerspruch: alles auf einer gemeinsamen Argumentations-, Überzeugungs- und Gesprächsebene, die der gute Kritiker herzustellen hat und die dann einen Teil des öffentlichen Gesprächs bildet. (...)

Schweizer Monatshefte, 68. Jahrgang, Heft 5, Mai 1988, S. 425 ff.

VOM BALLAST DER THEORIE BEFREIT

Die moderne Publizistik hat entscheidende Impulse durch den Essay erfahren, jenen «Versuch», der das Schreiben als Provisorium, aber auch als Fragment begreift. Wer schreibt Essays und warum? Der Ungar György Konrád tut es, um, befreit vom Ballast der Theorie, die Welt mit eigenen Augen sehen zu können. Das Beobachten der Macht und der Aggression ist die Form der Einmischung, die Konrád seit Jahrzehnten «praktiziert». 1986 erhielt er den Charles-Veillon-Preis des europäischen Essays für 1985. Hans Magnus Enzensberger hielt die Laudatio.

Hans Magnus Enzensberger: ÜBER GYÖRGY KONRÁD

Hans M. Enzensberger, geboren 11. November 1929, Essayist, Dramatiker, Hörspielautor und Übersetzer, 1963 Büchner-Preis. Reisen nach Südamerika, USA, Sowjetunion und in den Fernen Osten, Wohnsitz in Norwegen und Italien, jetzt in München. – Werke u.a.: *Blinden-schrift* (1964), *Der Untergang der Titanic*, *Eine Komödie* (1978), *Die Tochter der Luft*, *Schauspiel nach Calderon* (1992), 1965: Gründung und Hg. der Zeitschrift *Kursbuch*, 1985: *Gründung der Buchreihe: Die andere Bibliothek*.

(...) Auch Michel de Montaigne lebte in einer katastrophalen Zeit. Auf der einen Seite technische und wissenschaftliche Revolutionen und unabsehbare Entdeckungen; auf der andern Mord und Totschlag, Glaubenskämpfe, Schauprozesse, Ketzerverbrennungen, Bartholomäusnächte, Bürgerkriege, Massaker. Montaignes Gelassenheit täuscht den flüchtigen Leser darüber hinweg, dass er kein unbeteiligter Betrachter war. Nolens volens wurde er in die Machinationen der Macht verwickelt, als ein politischer Mensch, dessen Haltung sich, mit dem Ausdruck Konráds, als Antipolitik beschreiben lässt.

So wenig wie Montaigne hat György Konrád als Eremit gelebt. Aus den Sätzen des einen wie des andern spricht nicht nur das überlegene Denken, sondern auch die Praxis, die Erfahrung am eigenen Leib. Die Ämter des französischen Edelmanns waren glänzend, die des ungarischen Bürgers unscheinbar. Konrád hat seine Erfahrungen nicht in den Palästen gemacht, sondern in den Slums, den psychiatrischen Kliniken und den grauen Vorstadtsilos von Budapest, auf dem durch immer neue Gewalten umwühlten Land, im kleinen Kreis seiner Freunde. Heute noch kommen Bekannte und Unbekannte an seine Tür, suchen Rat, Zuspruch und Hilfe und finden sie bei ihm, der keinerlei Macht und keine Gewissheit zu bieten hat. Das sind Aufgaben, von denen sich seine schreibenden Kollegen hierzulande keine Vorstellung machen können. Er hat ihnen, um mit Montaigne zu reden, «Aufmerksamkeit, Mühe und Fürsorge» gewidmet, «ja, wenn es sein muss, sogar Schweiß und Blut; aber nur leihweise und beiläufig, so, dass das Innere davon unberührt bleibt und heil; nicht untätig, aber unbedrückt und unerschüttert.» Es war ihm nicht gegeben, sich auf ein Schloss im Périgord zurückzuziehen, «in den Schoss der Musen», doch will es sein Glück, dass auch er, von Zeit zu Zeit, seine Atempausen findet, die Marge der Freiheit, die er braucht, in einem Bauernhaus in Csobánka, in einem New Yorker Loft, in einem Zimmer in Berlin.

Die Vorwürfe können nicht ausbleiben. Der Essayist ist ein verdächtiger Mensch. Alle Welt versucht ihn festzunageln. Ist er ein Konservativer? Ein Extremist? Ein Versöhnler? Ein Konterrevolutionär? Ein Linker? Ein Gläubiger? Ein Anarchist? «Ich bin kein Realist, ich bin kein Gemässigter, ich bin kein Konservativer», antwortet Konrád, «obwohl ich realistisch gemässigt, konservativ bin... Ich versuche, die Logik aufzuspüren, die mich einmal ja und ein andermal nein sagen lässt... Gegenüber dem Grossen bin ich natürlich klein, gegenüber dem Mächtigen schwach, gegenüber dem Gewalttätigen feige, gegenüber dem Aufdringlichen ausweichend... Ich halte ihm auch nicht die andere Wange hin, ich schiesse nicht mit der Steinschleuder auf ihn, ich beobachte und beschreibe ihn.» (...)

Schweizer Monatshefte, 66. Jahrgang, Heft 4, April 1986. S.303ff.

WIRTSCHAFTSPOLITIK: GRUND ZUM ZWEIFELN

Über Jahrzehnte warnte Willy Linder vor den ordnungspolitischen Sündenfällen auf allen Stufen unseres Staates, und das politische Tagesgeschehen versorgte ihn in der Tat mit reichhaltigem Anschauungsmaterial. Wer sich auf den religiös und psychologisch schwer befrachteten Begriff des Sündenfalls einlässt, ist nichts als konsequent, wenn er auch die Frage nach den Werten und Normen stellt, welche die eine Handlung als «Sünde» und die andere als «Tugend» erscheinen lassen. Für einen Liberalen ist die Frage entschieden. Er optiert im Zweifel für die Freiheit und hat gegenüber wirtschaftspolitischen Aktivitäten mehr als nur einen Grund zum Zweifeln.

Willy Linder: IDEOLOGISIERTE WIRTSCHAFTSPOLITIK?

Willy Linder, geboren 1922, studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität Zürich, an der Sorbonne, Paris, sowie an der Londoner School of Economics. 1971 bis 1987 Leiter der Wirtschaftsredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung»; a.o. Professor an der Universität Zürich, Emeritierung 1989. Heute Honorarprofessor, Mitglied verschiedener eidg. Kommissionen, Leiter des Schweiz. Instituts für Auslandforschung. Träger des Ludwig-Erhard-Preises. Regelmässiger Kolumnist der «Schweizer Monatshefte».

Immer wieder wird in der wirtschaftspolitischen Diskussion das «böse» Wort von der ideologisierten Argumentation in die Waagschale geworfen. Und wer dies tut, verwendet den Terminus «Ideologie» absichtsvoll in einem pejorativ gemeinten Sinne. Der Ideologe ist im Blickwinkel dieser Zeitgenossen ein ungeliebter Geselle, ein inflexibler Mensch, dessen Standfestigkeit bis zur Sturheit neigt. Michael Kohlhaas lässt grüssen.

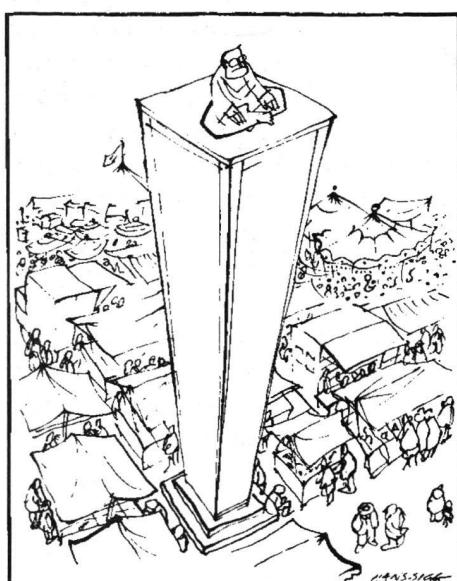
Gibt es denn überhaupt eine ideologiefreie Wirtschaftspolitik? Dies kann tatsächlich dann der Fall sein, wenn es «nur» darum geht, ein bestimmtes Ziel, das unbestritten ist, mit der «besten» Mittelkombination zu erreichen. Was soll wirtschaftspolitisch unternommen werden, um die Inflation zu bekämpfen? Welche wirtschaftspolitischen Instrumente bieten sich an, wenn die Verbesserung der Innovationskraft einer Wirtschaft zur Debatte steht? Solche Fragen haben einen primär positivistischen Inhalt. Das Problem der Ziel-Mittel-Kombination dominiert im Lösungsansatz.

Neben positivistischen Fragen gibt es indessen auch solche mit einer betont normativen Einfärbung. Und sie dürften in den Niederungen der Wirtschaftspolitik weitaus in der Mehrzahl sein. Normative Postulate geben an, wie etwas sein soll. Sie haben deshalb notwendigerweise stets einen Wertbezug bzw. sind ideologisch magnetisiert. Ob eine freiheitliche Wirtschaftsordnung aufrechterhalten werden soll und welche Konsequenzen sich daraus für die Wirtschaftspolitik ergeben, lässt sich letztlich nur auf dem Hintergrund eines Wertsystems oder einer Ideologie beurteilen. Ob die Produktionsfaktoren verstaatlicht werden sollen, ist eine Frage, die zwar die gesamtwirtschaftliche Effizienz tangiert (Wirkung auf den optimalen Einsatz der Produktionsfaktoren = positivistischer Ansatz), aber eben doch vor allem wertbezogen ist. Die Rechtfertigung einer kollektiven Eigentumsordnung an den Produktionsfaktoren erfolgte und erfolgt in Osteuropa weiter mit dem Rückgriff auf das marxistische Wertesystem.

Es könnte die These aufgestellt werden, dass auch die ideologiefreie Wirtschaftspolitik letztlich nicht um Werte herumkommt, weil sie sich immer nur auf eine bestimmte Wirtschaftsordnung beziehen kann; Wirtschaftsordnungen aber sind stets auch Wertordnungen. Insofern setzt eine positivistische Wirtschaftspolitik Wertentscheide voraus. In dieser erweiterten Sicht kann es überhaupt keine wert- oder ideologiefreie Wirtschaftspolitik geben. Und dies ist denn auch der Grund, weshalb eine wertfreie Wirtschaftspolitik in der Regel auch als eine wertlose Wirtschaftspolitik zu identifizieren ist.

Schweizer Monatshefte, 65. Jahrgang, Heft 11, November 1985, S. 926

Eine erhabene Figur als Preisüberwacher.
Hans Sigg, O du liebe Schweiz!,
Nebelspalter, Rorschach 1986.



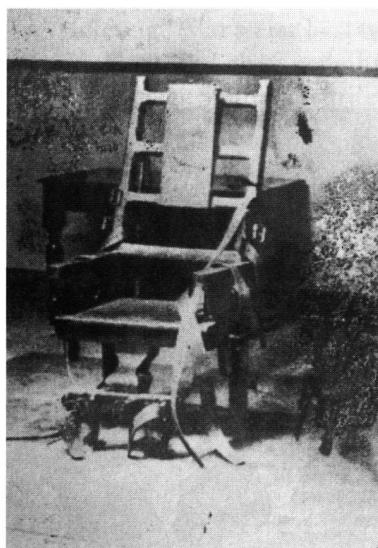
..... VON FÜRSTEN UND NARREN

«Ecole de Genève» nannte sich die Mitte der dreissiger Jahre entstandene Gruppe Genfer Literaturwissenschaftler, die sich von der französischen Tradition der Literaturgeschichte abwandte und diese durch Textinterpretation und Analyse grosser Kulturthemen ersetzte. Jean Starobinski, einer ihrer bekanntesten jüngeren Vertreter, arbeitete, beeinflusst von der Psychoanalyse und von Sartres Existentialismus, u. a. über die ästhetischen Auffassungen des 18. Jahrhunderts. Hier vergleicht er die unterschiedliche Verarbeitung beinahe identischer Plots – und damit die Ästhetik des Erzählens in der italienischen Renaissance mit derjenigen des Moderne, Baudelaire.

..... **Jean Starobinski: BANDELLO UND BAUDELAIRE**

Jean Starobinski,
geb. 1920, Studium der
Literatur, Medizin,
Psychiatrie, em. Profes-
sor für Literatur- und
Ideeengeschichte der
Universität Genf. Zahl-
reiche Ehrungen, u.a.:
Balzan-Preis, Charles-
Veillon-Preis des euro-
päischen Essays (für
sein Werk über Mon-
taigne). Zu den Haupt-
werken zählen auch
Jean-Jacques Rousseau
und Denis Diderot sowie
Medizin- und literar-
historische Schriften
über die Melancholie.

Andy Warhol, Electric Chair, 1971.
Graphische Sammlung der ETH Zürich.



In einer Novelle *Bandellos* lässt ein Fürst seinen Narren, der eines Majestätsverbrechens angeklagt ist, eine Scheinhinrichtung erleiden; von schrecklicher Angst erfasst, stirbt der Narr augenblicklich auf dem Schafott. In einem Prosagedicht *Baudelaires* stirbt ein eines Majestätsverbrechens schuldiger Narr auf der Stelle, mitten in der Darbietung seines Könnens, vor den Augen des Fürsten, der dieses Ereignis zum Gegenstand eines psychologischen Experiments gemacht hat. (...)

Obwohl sich *Bandellos* Novelle in einem höchst zivilisierten Milieu abspielt, sind die wunderbaren Vorfälle, von denen sie handelt, Naturereignisse, wie aussergewöhnlich sie auch scheinen mögen. Fügen wir hinzu, dass *Bandello* die Geschichte zwar um zwei Generationen zurückverlegt, sie aber gleichwohl mit einem Fürsten der herrschenden Dynastie in Zusammenhang bringt – nichts in dieser Geschichte würde sich von den gegenwärtigen Umständen unterscheiden, sie bleibt sozusagen an Land, im Land, auf dem Boden. Das Unbekannte, das Neue an der Novelle, gleicht dem Bekannten (...).

Ganz anders bei *Baudelaire*. Sein Bericht knüpft nirgends an. Keine wirkliche oder vorgeblich wirkliche Person ist in die Geschichte verwickelt. Ort und Zeit bleiben unbestimmt. Der Fürst trägt keinen Namen, nur seinen Titel; er besteht einzig aus (und in) seiner Macht, seiner Stellung im Figurenspiel eines Hofstaats vergangener Zeiten. (...)

Einer Vergangenheit, die kein zeitliches Merkmal festlegt, lässt sich kein Ereignis unterschieben; sie ist selbst nur eins in der Bilderwelt, über die der Dichter frei verfügt. Tatsächlich betrifft der Bericht, den er gibt, in erster Linie ihn selbst. (...) Er hat jene Charakterzüge zwischen den beiden Antagonisten aufgeteilt, die er für gewöhnlich sich selbst zuschreibt – ästhetische Fähigkeiten, nach deren Besitz er selbst trachtet. Er ist also omnipräsent und omnirepräsentiert. Während *Bandello* alles daransetzte, das Verhältnis zwischen sich und seinem Bericht als ein rein äusserliches darzustellen, gestaltet *Baudelaire* einen analogen Stoff (eine «Intrige»), indem er sich selbst in die Stimmen seines «Prosagedichts» versetzt. Sich selbst? Verstehen wir das richtig: sich selbst als Künstler und Autor, indem er ein reflektiertes Bild der literarischen Schöpfung gibt – in einer Parabel, in welcher die Kunst sich als Revolte und als Macht der Symbolisierung definiert, aber auch als verletzlich gegen die brutalen Zeichen der Ablehnung.

Ist es erstaunlich, dass die Umbildung des Stoffs den Weg der Reflexivität eingeschlagen hat? *Bandello* erzählte von natürlichen Zufällen; *Baudelaire* spricht von der Bewegung der Kunst, von der Geste selbst: Sein Bericht thematisiert die ästhetische Handlung. Er erhebt beinahe alle Elemente, die bei *Bandello* mit schlichter Objektivität dargestellt wurden, in die subjektive Potenz. (...)

Schweizer Monatshefte, 65. Jahrgang, Heft 1, Januar 1985, S. 67ff.

«DES ABENDS DANN DIE WEHGESÄNGE...»

Die «metaphysische Haltung» seiner Gedichte brachte Brodsky schon früh in Teufels Küche: Mit Arbeitslager und Zwangsaussiedlung aus seiner Heimat wurde der «Parasit» bestraft. In New York entstand der Gedichtzyklus, der Brodskys – durchaus auch politische – Reaktion auf den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Afghanistan darstellt; verschlüsselt und dennoch so konkret, dass man sich der Sinnlichkeit seiner Visionen nicht entziehen kann. Felix Philipp Ingolds Übersetzung der «Winterkampagne» wurde zuerst in den «Schweizer Monatsheften» abgedruckt.

Joseph Brodsky: VERSE VON DER WINTERKAMPAGNE DES JAHRES 1980

Joseph Brodsky
(Iossif Brodskij), geboren 1940 in Leningrad, lebte in New York. Tod 1996. Lyriker, Übersetzer, Essayist. 1964 in der UdSSR unter Anklage gestellt und zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, jedoch vorzeitig entlassen; 1972 erfolgte seine Zwangsaussiedlung aus der Sowjetunion, worauf sich Brodsky – nach Zwischenaufthalten in Österreich und England – in den USA niederliess. Brodskys umfangreiches lyrisches Werk liegt bei Ardis Publishers (Ann Arbor) in mehreren Bänden (russisch) vor. Inzwischen gibt es deutsche Übersetzungen.

«Zur Mittagsglut in einem Tale Dagestans.»
M. Ju. Lermontow

Die Geschwindigkeit der Kugel ist
bei Kälte ganz vom Zielobjekt bestimmt,
vom Drang des Schusses, der sich herzwärts frisst
und im Gewebe sucht und glimmt.
Die Steine lagern wie ein zweites Heer.
Dem Lehmgrund prägen sich die Schatten ein.
Der Himmel blättert ab wie Kalk. Als wär's
'ne Motte, taucht ein Flugzeug auf, ganz klein,
und gleich darauf – sprungfederleicht – schnell Rauch
empor. Das Blut, wie Schaum am Rand des Trichters,
ist sehr bald verkrustet, deshalb auch
als Dung nicht tauglich – schon zu Schorf verdichtet.

Der Norden – Hirte, Sämann – treibt die Herde
meerwärts in den Süden und verbreitet
Kälte. Tschutschmekistan – jetzt frostige Erde.
Mechanisch reckt der Elefant beim Schreiten
seinen Rüssel vor der schwarzen Maus:
einer Mine im Schnee; er würgt den Kloss,
der ihm aufstösst, hoch und kotzt ihn aus.
Mohammed gleich will er mit einem Stoss
den Schneeberg schleifen, dem zur Mittagszeit
der Himmel einen harschen Überrest beschert.
Der Berg wankt nicht; die Unverrückbarkeit
– er hat sie den Gefallenen verehrt.



Pablo Picasso, Guernica, 1937,
Museum of Modern Art, New York.

Des Abends dann die Wehgesänge –
kein Slawe ist in Asien daheim.
Da liegt er, halberfroren, im Gedränge
einer Karawanserei – der Mensch, das Schwein.
Es schwelt der Mist, die Füsse sind schon starr;
Klamottengestank, kein Wasser weit und breit.
Die schlimmsten Träume werden wahr.
Gedächtnisschwund. Die Waffen schussbereit.
Der Mund verkrustet vom Hurrgeschrei.
Zu loben sind bloss jene andern,
die einst abgetrieben haben – frei
sind sie von Schuld an unsrer Schande.

Was hat das Summen einer Drohne,
eines Flugzeugs zu bedeuten?
Ob zu leben sich noch lohne?
Fällt doch eben dies den meisten Leuten
schwerer, als ein Kartenspiel zu bauen.
Nichts hat Bestand: ein Hauch – zerfallen
sind Familien, gebrochen das Vertrauen.
Die Nacht steht schweigend über all den
Trümmern. Metall schwitzt Öl. Vor Schrecken
(um nicht zu ersaufen in den leeren
Stiefeln) sucht der Mond sich zu verstecken
in Allahs Turban: in den Wolkensphären.

Schale Luft, von keinem mehr benötigt.
Stille, eingeführt und aufgehäuft
nach Belieben. Leere, die sich verläuft
wie Hefeteig. Wär's erst bestätigt,
dass im Kosmos Leben gedeiht – es drohte
Applaus... Der Schütze würde in Stellung gehn.
Auch Morde sind nichts anderes als Tode:
tautologisches Papageiengeröll
– das Handwerk einer Jungmannschaft,
die nach dem Leben jagt und ungestraft
es ins Visier nimmt, es erlegt
und sich ans Blut kaum zu erinnern pflegt.

Zieh das Laken hoch und mach dir eine Kuhle
in der modrigen Matratze; dann lausch den Sirenen.
Noch eine Eiszeit – frostige Friedhofsruhe
der Unterdrückung. Die neuen Moränen
walken unsere Erinnerungen,
Blusen und Regime. Um die Erde
kreisend werden wir verstummen –
wir Mollusken! Keiner, der uns hörte...
Lösche das Licht, roll dich zusammen.
Es zieht aus allen Ecken und Wänden.
Knochen sind's, nicht Locken, die nach Ewigkeit
verlangen.
Künftig kriechen wir auf Füßen und Händen.

In der Stratosphäre, von allen vergessen,
bellt eine Hündin, sie starrt aus dem Guckloch.
«Erde! Erde! Hör doch, ich bin's – ein Lebewesen.»
Der Globus da unten, er trägt den Äquator noch
immer als Halsband. Die Schluchten und Felder
ähneln kantigen Gesichtern.
Die Schamröte springt über auf die Flaggenwälder.
Und in schneeverwehten Batterien verrichten
die Hühner – schlaftrunken, zitternd – ihr Geschäft:
sie legen Eier von untadeliger Weisse.
Schwarz bleibt einzig die Schrift im Heft.
Lebensspur eines Hasen, wunderbarerweise.

Aus dem Russischen von Felix Philipp Ingold (Copyright by
Carl Hanser Verlag, München)

*Schweizer Monatshefte, 63. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1983,
S. 827ff.*

ZU MAX FRISCHS 70. GEBURTSTAG

Viele taten sich schwer mit diesem Autor, der Staatsbürgerlichkeit und Heimat ins Zentrum seines Schreibens stellte. Die vom «Schweizer Monatshefte»-Redaktor Anton Krättli unter Schriftstellern, Kritikern und Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik durchgeführte Umfrage zeigt, dass der Jubilar immer noch «nicht ganz leicht zu feiern» war. Adolf Muschg bricht eine Lanze für diesen «Schutzgeist» der Schweiz.

Adolf Muschg: BÜRGER FRISCH

Adolf Muschg,
geboren 1934 bei Zürich.
Seit 1970 Professor für
Deutsche Sprache an
der ETH Zürich, Schrift-
steller. 1994 mit dem
Büchner-Preis ausge-
zeichnet. – Werke u.a.:
Im Sommer des Hasen (1965), *Albissers Grund* (1974), *Das Licht und der Schlüssel* (1984), *Der rote Ritter* (1992), *Nur ausziehen wollte sie sich nicht* (1995).

(...) «Es darf keine Privatleute mehr geben!» hatte Gottfried Keller in seiner 48er Jugend fordern dürfen. Frischs sogenannte Privatheit, bis ans Ende von «Holozän», ist nicht die Zurücknahme dieser Forderung nach einer gerechten, offenen, konvivialen Gesellschaft. Viel eher ist es diese Forderung in ihrer Frageform, als Frage an die eigene Person: Lebe ich selbst offen genug, dass mir das Leben mit andern gelingt? Die Frage nach der glaubwürdigen Gesellschaft hat ihren Grund im einzelnen, der sich frag-würdig geworden ist – leicht, gefällig oder grossartig ist sie dann nicht mehr zu beantworten. Die am wenigsten anfechtbare – weil auch mit der Anfechtung spielende – Antwort gibt das Werk. Fragwürdig: Man kann Frisch nicht schätzen, solange man nicht sehen kann – wie kann man es nicht sehen? –, dass für ihn das Fragen Würde hat; dass das Provokatorische daran auf die Menschenwürde zielt.

In der Kunst kommt es niemals auf die richtigen Antworten an – sonst wäre sie eine (schlechte) Primarschule –, sondern auf die richtigen Fragen. Ihre Richtigkeit ist an ihrer Fruchtbarkeit zu erkennen; daran, dass man ihnen, ohne sich selbst zu betrügen, nicht mit Ideologie oder Vorurteil begegnen kann, nur mit der eigenen Existenz. Wenn sie gestellt sind, sind wir es selbst, die uns ihnen stellen müssen – bei Strafe des Unlebens.

Für mich gehört Frisch zu den wenigen Zeitgenossen, aus deren Arbeit ich Mut zum Leben schöpfe und Lust zum Spielen. Nicht ganz nebenbei gehört er für mich auch zu den «Schutzgeistern» einer Heimat, die ich mir von keinem Vaterland – auch dem eigenen nicht – nehmen lasse; die aber auch für dieses Vaterland sprechen, wenn es mir dessen schnelle Verteidiger, die Realisten des Kurzschlusses, verbitten wollen. Bürgerliche Verantwortung – Frisch hat sie wahrgenommen, eher «schmollend» und «warnend» als «väterlich» – damit, und nur so, hat er bei vielen heimatlos gescholtenen Intellektuellen so etwas wie Vaterstelle vertreten können. In seiner Arbeit bleibt der Bürger, der er ist, durchsichtig auf den Citoyen, der zu werden er sich schuldig glaubte. Weil dieser Staat so wenig wie ein anderer ohne Citoyens auskommt? Nein: Weil der freie Mensch jenseits jedes Staatszwecks für sich selber steht und spricht. An dieser Freiheit muss sich der Staat messen lassen – das ist auch der Sinn seiner Verfassung – und nicht umgekehrt. Er braucht keine Liebe und soll keine beanspruchen. Aber in dem Masse, als er die Bewegung freier Menschen zulässt, verdient er Loyalität.

«Zivilverteidigung»? Dazu gehört, dass das Zivile verteidigt wird. Frisch hat mehr getan. Er hat es verbreitet.

Schweizer Monatshefte, 61. Jahrgang, Heft 5, Mai 1981, S. 382 ff.

«EUROPÄER SEIN HINGEGEN SEHR...»

«Warum sind die Europäer trotz ihrer Interessengemeinschaft, trotz ihres Kontrastes zum Sowjetimperium und ihrer Unterscheidung gegenüber den Vereinigten Staaten einander nicht viel näher gerückt?» Selbst in den späten 70ern mangelt es am «Civis Europaeus», der bereit wäre, sich in einem Partnerstaat niederzulassen; die Debatte um eine absolute Gleichwertigkeit der verschiedenen Regional- und Nationalsprachen ist immer noch im Schwange und der Austausch zwischen den Hochschulen eher gering, resümiert Bondy. Nur Demokratisierung und Ausweitung der Gemeinschaft gelten ihm als Möglichkeit, die EU vor ihrem Zerfall zu bewahren.

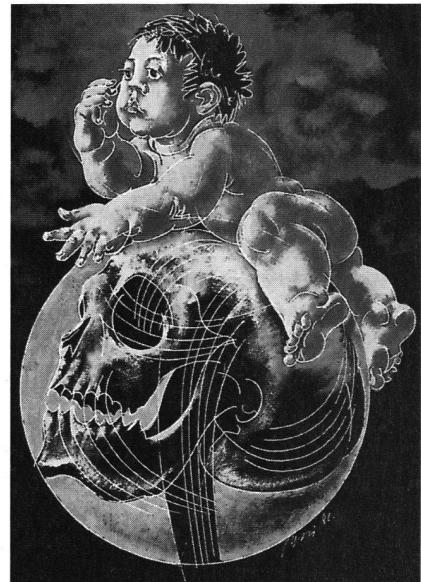
François Bondy: GEMEINSCHAFTSHEMMENDE GEMEINSAMKEITEN

François Bondy,
1915 in Berlin geboren.
Publizist und Essayist
österreichisch-ungarischer Herkunft. Germanistik-Studium an der Sorbonne. Beteiligung am Aufbau der europäischen Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg. Mitbegründer von «Preuves», langjähriger Redakteur bei den «Schweizer Monatsheften», Herausgeber von Übersetzungen von Ionesco, Autor literaturwissenschaftlicher und historischer Monographien. Zahlreiche Ehrungen, u.a. den E.-R.-Curtius-Preis für Essayistik und die Bodmer-Medaille der Stadt Zürich.

(...) Zur Rhetorik der «guten Europäer» gehört, dass stets auf die inneren positiven Gründe der Einigkeit gewiesen wird, als seien äussere Gefahren und Störfaktoren irgendwie nicht auf der Höhe der grossen Idee. In Wirklichkeit gibt es fremdbestimmte, defensive Gründe der Einheit, die Notwendigkeit gemeinsamer Sicherheit und Absicherung. Da es sich so verhält, ist es besser, das auch auszusprechen. Vor den Sonntagsreden über die historisch fundierte gemeinsame europäische Kultur darf gewarnt werden. (...)

Ein «Europa der Angst» – man kann auch delikater sagen: ein Europa der gemeinsamen Sorgen um Sicherheit und solidarische Eigenständigkeit ist begründeter als ein «Europa der Kultur». Es steht dazu nicht im Widerspruch, dass die Gemeinsamkeiten unserer so gar nicht nationalen Kulturen anerkannt werden, Sonett und Sonate, Ölbild und Roman waren nie «national». Die europäische Kulturgemeinschaft kann zur Selbstverständlichkeit werden, aber nicht zum Motiv für politische Konstruktionen, deren Entstehung andere Ursachen hat und anderen Bedürfnissen entspricht. (...)

Die Demokratisierung der Gemeinschaft scheint von gutem. Stimmt das aber durchaus? Mehr Demokratie – das kann bedeuten, dass noch mehr besondere Interessen sich zur Geltung bringen, dass es noch schwerer wird, ihnen gegenüber eine grosse Linie durchzusetzen. Dennoch wird Europa in beiden Richtungen – Demokratisierung und Ausweitung – fortschreiten, oder zerfallen. Es handelt sich nicht darum, auf diesen Fortschritt zu verzichten, sondern die damit verbundenen Schwierigkeiten zu erkennen, um sie aufzufangen und nach Möglichkeit zu mindern. (...)



Hans Erni, Schutzumschlagillustration von Denken über die Zukunft, Ein Symposium, Ringier, Zürich 1986.

Schweizer Monatshefte, 59. Jahrgang, Heft 11, November 1979, S. 893ff.

MEHR FLEXIBILITÄT UND PHANTASIE – WENIGER SONDERINTERESSEN

Richard Reich, ein engagierter und profilerter Vorkämpfer für eine liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, wehrte sich als Publizist und Politiker gegen eine schleichende Erosion durch staatliche Interventionen. Schonungslos hat er immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass die Freiheit nicht nur durch ihre egalitären und planungsgläubigen Widersacher bedroht ist, sondern auch durch jene bürgerlichen Kreise, welche sie zu verteidigen vorgeben und gleichzeitig ihren Sonderinteressen Vorrang einräumen.

Richard Reich: GIBT ES NOCH EINE BÜRGERLICHE POLITIK IN DER SCHWEIZ?

Richard Reich,
1927 in Oberuzwil geboren, gestorben 1993. Studium der Germanistik und Geschichte. 1959 begann er mit seiner Tätigkeit in der Inlandredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» und bei den «Schweizer Monatsheften». 1962 wurde Reich in den Vorstand der «Gesellschaft Schweizer Monatshefte» gewählt. Nach Fritz Rieters Tod wurde er ihr Vizepräsident, 1982 Präsident. Politisch war er im Zürcher Kantonsrat (ab 1971) und im Nationalrat (ab 1982) tätig. Zwei Jahre lang präsidierte er die Schweizerische Vereinigung für politische Wissenschaft, der er seit ihrer Gründerzeit 1959 angehörte. Anfang der siebziger Jahre übernahm Reich die Direktion der «Wirtschaftsförderung». Über 30 Jahre lang setzte Richard Reich sich für die «Schweizer Monatshefte» ein und stellte die Weichen neu.

Intakte Chancen für eine bürgerliche Politik liegen offensichtlich darin, noch mehr als bisher die im Prinzip vorhandene Affinität zum liberalen ordnungs-politischen Gedankengut bei Volk und Behörden im gesetzgeberischen und verwaltungsmässigem Einzelfall zum Tragen zu bringen. Es ist mit andern Worten ganz wesentlich eine Frage der Organisation der Meinungs- und Entscheidungsbildung. Politische Entscheidungen haben in unserem Lande einen so stationenreichen Weg der Vorbereitung, dass es weder für Politiker noch für Wirtschaftspolitiker an Einflussmöglichkeiten fehlt. Wenn wir heute immer wieder feststellen, dass das eine oder andere «falsch gelaufen» sei, so bringt praktisch jede Fallstudie unter anderem auch Versäumnisse von Politikern oder Organisationen aus bürgerlichen Kreisen im engeren Sinne an den Tag – Versäumnisse, für die es im einzelnen meist gute Gründe wie Arbeitsüberlastung, Personal- oder Geldmangel gibt, die wir uns aber im Grunde ganz einfach nicht mehr leisten sollten.

Hier also gilt es anzusetzen. Die Eindämmung der schleichenden Erosion unserer Wirtschaftsordnung auf der gesetzgeberischen Ebene ist langfristig gesehen auch unter dem rein wirtschaftlichen Aspekt der Einzelunternehmung eine Notwendigkeit von hoher Priorität, die sich letzten Endes im doppelten Sinne des Wortes auszahlt. Wenn es gelingt, dieser Einsicht noch vermehrt Nachachtung zu verschaffen, dann kann die Titelfrage auch heute noch bejaht werden. Voraussetzung dazu ist, dass wir noch mehr als bisher von den konkreten soziologisch-politischen Gegebenheiten und dem wirklichen Handlungsräum der Parteien und Institutionen der Gegenwart ausgehen. Damit, dass wir sie immer wieder an unwiderruflich der Vergangenheit angehörenden Verhältnissen und Kriterien messen, verbauen wir uns nur die heute offenstehenden Möglichkeiten bürgerlicher Politik. Sie wahrzunehmen erfordert von uns allen wohl mehr Aufwand, Flexibilität und Phantasie als in der Vergangenheit. Doch steht dieser Aufwand in einem nach wie vor vernünftigen Verhältnis zum politisch Möglichen im Hinblick auf die Erhaltung und Fortentwicklung einer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die unser Land zu dem gemacht hat, was es ist: ein Staatswesen, in dem sich wohnlich leben lässt.

Schweizer Monatshefte, 59. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1979, S. 813 ff.

EUROPÄISCHE EINIGUNG – UNSER ALLER SCHICKSAL

Das Europa der römischen Verträge wurde von Visionen getragen. Heute müssen neue Motive gefunden werden, um den Einigungsprozess voranzutreiben. Die Kritik an Europa ist aber heute ebenso absurd wie vor zwanzig Jahren. 1977 warnte Denis de Rougemont anlässlich der 11. Conférence Winston Churchill in Fribourg die Europamüden. Egal, ob einer politisch links oder rechts steht, mit Europa sei unser aller Schicksal verbunden. Die neuen Visionen, das ökologische Europa, das Europa der Regionen betreffen auch die Schweiz: «L'avenir de l'Europe est aussi notre affaire.»

Denis de Rougemont: DE L'EUROPE DES ETATS COALISÉS À L'EUROPE DES PEUPLES FÉDÉRÉS

(...) Mouvement de base, spontané et pacifique, dans lequel on voit bien que les motifs écologiques, régionalistes, fédéralistes, sont intimement entrelacés et se conditionnent mutuellement, l'écologie trouve ses solutions tantôt au niveau régional et tantôt à l'échelle du continent, non dans le cadre d'un Etat-nation.

Et les régions, souvent déterminées par des problèmes écologiques, sont à leur tour les unités de base de toute fédération continentale.

Mouvement qui pour la première fois, depuis des siècles qu'est apparue cette «vieille idée neuve» qu'est la fédération de l'Europe, permet d'envisager son avènement puissant mais sans violence, et de croire de nouveau à notre avenir commun.

Ecologie – Régions – Europe: même avenir! Cette triple émergence va se manifester à l'occasion de l'élection, dans un an, du Parlement européen. Ecologistes, régionalistes, fédéralistes, enfin unis, ne vont pas manquer d'exercer une influence multi-forme et profonde sur les partis traditionnels qui verdissent à l'envi pour leur plaisir: phénomène sans précédent! Et il est clair que le Parlement européen, une fois doté de la légitimité que donne le peuple, ne s'en tiendra pas au vote du budget de



Urs Bäninger, Trautes Heim/Glück allein, 1972. Quelle: Sonderfall – Die Schweiz zwischen Réduit und Europa, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1992.

Bruxelles. Il voudra, il devra traduire au plan de l'Europe les motifs nouveaux qui l'auront fait élire: écologie, énergie, politique à l'égard du Tiers Monde, et défense locale «à la suisse»...

Mais la Suisse, justement, n'y participera pas. Ici éclate le scandale de la confusion entretenue entre les Neuf et l'Europe tout entière: car tous les motifs invoqués pour la fédération de l'Europe concernent la Suisse, vitalement.

N'est-il pas temps que les Suisses se réveillent aux réalités continentales et mondiales dont ils dépendent? Je voudrais que vous gardiez de ma conférence cette conclusion sérieusement motivée: l'avenir de l'Europe est aussi notre affaire! (...)

Schweizer Monatshefte, 58. Jahrgang, Heft 5, Mai 1978, S.1ff.

Sonderbeilage, herausgegeben von der Schweizerischen Winston Churchill-Stiftung

PABLO NERUDAS ERINNERUNGEN ALS BEISPIEL EINER MÖGLICHEN AUTOBIOGRAPHIE

Pablo Neruda, eine der grossen Erscheinungen lateinamerikanischer Dichtung der Gegenwart, ist längst in guten Übersetzungen in der Welt und auch im deutschen Sprachraum bekannt. Hugo Loetscher geht in seinem Neruda-Portrait von dessen Autobiographie aus und weist nach, dass sich gelebtes Leben und Dichtung zu einer trans-individuellen Konfession zusammenschliessen.

Hugo Loetscher: «ICH BEKENNE, ICH HABE GELEBT»

Hugo Loetscher,
1929 in Zürich geboren,
studierte Politische Philosophie und Soziologie
in Zürich und Paris. Seit
1965 publiziert Hugo
Loetscher regelmässig
über lateinamerikanische Politik und Kultur.
Loetscher erhielt zahlreiche Preise. Seit 1969
freier Schriftsteller. –
Werke u.a.: *Abwässer* (1963), *Die Kranzflechterin* (1964), *Der Immune* (1975), *Die Papiere des Immunen* (1986), *Saison* (1995).

Hugo Lötscher. Quelle: Lexikon der Schweizer Literaturen, Lenos, Basel 1991.



(...) Die Autobiographie ist für Neruda nicht in erster Linie Anlass, sich über die eigene Person zu beugen und in sie hineinzufragen. Die Person für sich allein genommen, ihre innersten Regungen und Reaktionen machen nicht sein Interesse aus. Er verwirft von vornherein jede Art der Nabelschau. (...)

Die eigene Person ist Anlass, um von der Welt Erfahrungen zu machen, und die Autobiographie ist Anlass, um von dieser Welterfahrung berichten zu können. (...) Geschichten, Portraits, reflektierende Passagen und fabulierende Seiten, die einzelnen Kapitel durch lyrische Auf- oder Abgesänge getrennt – dieses lockere Kompositionsschema ergibt sich aus der Art, wie die Autobiographie niedergeschrieben wurde. Während Jahren hat Neruda an diesen «Heften» diktiert. Seine Frau *Matilde* und ein Schriftsteller-Kollege machten sich an die chronologische Ordnung. Es war Neruda noch vergönnt, *Allendes Sturz* und die faschistische Brutalität auf das Papier zu bringen. Eine endgültige Redaktion des Buches war nicht mehr möglich, was etwelche Unstimmigkeiten mit sich brachte. «Ich will diese Bilder sammeln, ohne Zeitfolge, wie jene Wellen, die kommen und gehen.» (...)

Ein Leben zwischen höchster Auszeichnung und Verfemung, eine Karriere, welche die Illegalität und die Anerkennung in Form des Leninpreises und mit einiger Verzögerung des Nobelpreises erfuhr, das ist eine Falllinie und eine Spannweite, die allerdings nicht nur zu Neruda, sondern zu vielen anderen lateinamerikanischen Autoren gehört. (...)

Er, der sich für eine Dichtung entschied, die auf die Strasse geht, für die «unreine» Dichtung, wie er es einmal nannte, der sich rühmte, dass er ein Dichter seines Volkes wurde – er hat bei aller Verpflichtung, die er sich stellte, nie das Recht auf die schöpferische Phantasie aufgegeben:

«Was den Realismus betrifft, so muss ich sagen, weil er mir widersteht, dass ich ihn hasse, wenn es um Poesie geht. Mehr noch, die Poesie hat keinen Grund, über- oder unterrealistisch zu sein, sie darf jedoch antirealistisch sein. Und dies mit allem Recht, mit allem Unrecht, das heisst mit aller Poesie.»

Die Poesie wird nicht dem Engagement geopfert, sondern das Engagement kommt zu seiner Poesie. So kann das Wort Schönheit ohne schlechtes Gewissen verwendet werden. Die Dichtung wurde zur grossen Ode, auch wenn sie von Verzweiflung spricht. Und so ist auch die Autobiographie eine breit angelegte Ode, welche die Welt in ihrer Totalität feiert, eine Demonstration poetischer Vitalität: «Ich bekenne, ich habe gelebt» – der Akzent liegt nicht auf dem Bekennen, sondern auf dem «ich habe gelebt». Ein Leben, das über sich selber hinausweist. Von da aus sind auch die Sätze zu lesen, mit denen Neruda seine Autobiographie einleitet:

«Vielleicht habe ich nicht in mir selbst gelebt. Vielleicht habe ich das Leben vieler anderer gelebt. Mein Leben ist ein Leben aus allen Leben: den Leben des Dichters.»

Schweizer Monatshefte, 58. Jahrgang, Heft 1, Januar 1978, S. 41 ff.

DES MAESTROS GEGENSTÜCK

Wie kann einer dem Orchester dienen, wenn ihn die Musik, die oberste Herrin der städtischen Philharmonie, zum Invaliden macht? So fragt Schramm in seinem Bewerbungsschreiben an den Herrn Generalmusikdirektor und spielt damit auf einen Gehörschaden an, den kein Ohren-, Nasen-, Hals-Spezialist beheben könne. Wiederum erreicht Hermann Burger in dieser Rollenprosa, dass durch Spezialkenntnisse und Fachsprache hindurch, in hartnäckig am Detail arbeitendem Realismus, das Grotesk-Unheimliche aufbricht.

Hermann Burger: DER ORCHESTERDIENER

Hermann Burger,
geboren in Menziken AG
am 10. Juli 1942, frei-
willig aus dem Leben
geschieden am 1. März
1989. Studium der
Architektur, Germanistik
und Kunstgeschichte in
Zürich, Habilitation zur
zeitgenössischen
Schweizer Literatur.
Thema seines Werkes
war die Vorherrschaft
des Todes über das
Leben, aphoristisch ver-
dichtet in *Tractatus
logico-suicidalis*. Über
die Selbsttötung (1988).
– Weitere Werke u.a.:
Schilten (1976), *Diabelli* (1979), *Kirchberger Idyllen* (1980), *Die künstliche Mutter* (1982), *Schuss auf die Kanzel* (1988). Der «Orchesterdiener» ist der Vorabdruck einer Erzählung, die später in *Diabelli* (1979) aufgenommen wurde.

(...) Meiner unmassgeblichen und, dies möchte ich in Erinnerung gerufen haben, immer nur kandidierenden Meinung nach darf der Ton-Schaffner nur gerade so viel von Musik verstehen, dass es ihn unwiderstehlich hinter und unter die Bühne treibt. Am verwandtesten unter den Komponisten, aber nur vom Namen her, ist ihm Bruckner. Bruckner habe ich mir in meiner Schrammkindheit immer als Atlas vorgestellt, der seine neun zentnerschweren Symphonien gen Himmel stemmt und einknickt dabei. Der Orchesterdiener tut ein ähnliches, nur darf er sich nicht Bruckner, sondern muss sich einen Weltmeister im Gewichtheben zum Vorbild nehmen, etwa den Russen Korsakow. Korsakow ist ein Komparativ zu Bruckner, ja, was sage ich, ein Superlativ, ein Elativ. Unterstreichen Sie das bitte, Herr Generalmusikdirektor, oder lesen Sie es kursiv, ich komme darauf zurück. Zunächst noch zwei Subqualitäten: der Orchesterdiener muss sowohl die Ruhe selbst als auch die Gerechtigkeit in Person sein. Ein enthusiastischer Wagnerianer, ein in tanzendes Quecksilber verwandelter Saint-Saëns-Jünger kommt für den Posten von vornherein nicht in Frage. Ich fordere absolute instrumentale Neutralität. Nicht auszudenken, welche Verheerung der Orchesterdiener in einem vor Lampenfieber sirrenden Philharmonikerhaufen anrichten würde, wenn zum Beispiel vor Konzertbeginn an den Tag käme, dass er innerhalb der klassisch Hohenloheschen Formation die Pulte der Holzbläser, was die Abstände oder den Wiptraum für die taktierenden Füsse betrifft, bevorzugt hätte. Es ist ja das allerleichteste, den Argwohn der interpretierenden Künstler zu erwecken. Eine Philharmonie ist eine klingende Kabale, die vollkommenste Polyphonie eine intrigeante. Da kommt es darauf an, dass der Handwerker im Hintergrund mit Hilfe von Schneckenbohrer, Bandsäge und Feile das Fagott und die Harfe, das Triangel und die Bratsche wenigstens auf Bühnenzimmerebene miteinander zu versöhnen weiss. Überlassen Sie die Homogenität gefälligst dem Dirigenten, werden Sie einwerfen, Herr Generalmusikdirektor. Sicherlich, sicherlich! Aber ist der Orchesterdiener nicht des Maestros Gegenstück? Es ist leider ein offenes Geheimnis, dass gerade die sogenannten Tutti-Geiger, die es nie zum Einzelvirtuosen gebracht haben, einander während des Symphonierens duellieren. Solche, man nennt sie im Fachjargon Duellanten, darf der Orchesterdiener nicht auch noch gegeneinander aufhetzen, indem er den einen mit erstklassigem, den anderen mit Occasions-Kolophonium versorgt. (...)

Schweizer Monatshefte, 57. Jahrgang, Heft 3, Juni 1977, S.219ff.

GESELLSCHAFTSWANDEL UND KULTURKRISE

1977 scheinen die Schlachten geschlagen, die «Wahrheit» näher denn je. Löwenthal betrachtet die terroristischen und dieträumenden Träger der Revolte denn auch nicht mehr als Vorläufer, sondern als Nachzügler ihrer Zeit. Dennoch aber gibt es Grund zur Klage für diejenigen, die mit dem Gegensatz zwischen Werten und Wirklichkeiten, mit der Sinngebung unmittelbar zu tun haben – für die Intellektuellen. Dem allgemeinen «Weltbild- und Bindungsverlust» muss eine neue Erziehung entgegenwirken.

Richard Löwenthal: DIE INTELLEKTUELLEN ZWISCHEN GESELLSCHAFTSWANDEL UND KULTURKRISE

Richard Löwenthal,
1908 in Berlin geboren,
gestorben 1991. Studium der Nationalökonomie und Soziologie, ab 1926 aktiv im «Kommunistischen Studentenverband». Seit 1931 einer der massgeblichen Theoretiker der illegalen sozialistischen Organisation «Neu Beginnen». Exil in Prag, Paris und England. 1942 begann Löwenthal für die Nachrichtenagentur Reuter zu arbeiten, von 1954 bis 1958 war er aussenpolitischer Leitartikler für den «Observer». Ab 1961 Ordinarius für Politikwissenschaft, Geschichte und Theorie der Auswärtigen Politik am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. 1968 initiierte er den Bund der Freiheit der Wissenschaft, aus dem er 1978 wegen dessen Hinwendung zur CDU austrat. 1975 emeritierte Löwenthal. Veröffentlichungen u.a.: *Jenseits des Kapitalismus* (1947), *Ernst Reuter* (1957, zus. mit W. Brandt), *Weltpolitische Betrachtungen* (1983). Zahlreiche Ehrungen wie das Große Bundesverdienstkreuz (1974), die Ernst-Reuter-Plakette (1978), Ehrendoktorwürde der FU Berlin (1988).

(...) Wir können die explosiven, weltweiten Probleme von Hunger und Bevölkerungswachstum, Umweltgefahren und Grenzen des Wachstums, Rohstoff- und Energiewirtschaft und das von ihnen allen unmittelbar betroffene Problem des Zusammenlebens der entwickelten Industrieländer und der unterentwickelten armen Länder nicht lösen und also neue Weltkatastrophen nicht vermeiden ohne die Bereitschaft des Westens zu umfassenden, systematischen, ernsthaften Verhandlungen mit den armen Ländern; und das setzt die Schaffung gemeinsamer Verhandlungsorgane des Westens voraus, nicht um eine kartellähnliche Position der Stärke zu schaffen, sondern umgekehrt, weil ein einzelnes Industrieland es sich nicht leisten kann, die erforderlichen materiellen Konzessionen zu machen, ohne dass seine Konkurrenten mitziehen. Und wir können die Probleme der Kontrolle des Wachstums in unseren eigenen Ländern nicht lösen, ohne den Organen des demokratischen Staates mehr Einfluss auf die Richtung dieses Wachstums, also auf die Richtung der Investitionen, zu geben und ohne wiederum internationale Organe für die Koordinierung dieser Massnahmen zu schaffen und sie wiederum international demokratisch verantwortlich zu machen.

Gleichzeitig stehen wir vor der Notwendigkeit, unsere Erziehungssysteme und Methoden wirksamer als bisher an den Erfordernissen der Sozialisierung und Identitätsbildung in einer rasch sich verändernden Gesellschaft auszurichten. Das Bewusstsein der zentralen Rolle der Erziehung in unserer Kulturkrise hat im letzten Jahrzehnt in vielen Ländern zu Experimenten geführt, die teilweise aufgrund ihrer einseitig ideologischen Ausrichtung selbst zu Faktoren der Verschärfung dieser Krise geworden sind. Ich nenne die Illusion, Erziehung zum kritischen Denken sei ohne die Vermittlung eines faktischen Grundwissens möglich, das anfänglich die zur Urteilsbildung unentbehrliche, aber dem Schüler fehlende Erfahrung ersetzen und später die unvollkommene Erfahrung ergänzen kann. Ich nenne auch die Illusion, Identität und Gemeinschaftsbindung liessen sich ohne eine Vorstellung von der geschichtlichen Herkunft der konkreten Gemeinschaft und unter heutigen Bedingungen auch von der gemeinsamen Herkunft und den gemeinsamen Werten des Westens ausbilden. Das freilich, und insbesondere das Bewusstmachen der westlichen Werte im Unterschied von den sich notwendig wandelnden konkreten Verhaltensnormen, setzt voraus, «dass der Erzieher selbst erzogen werden muss» – und das heisst, dass ein solches Bewusstsein in der öffentlichen Diskussion wiederhergestellt wird. (...)

Schweizer Monatshefte, 57. Jahrgang, Heft 2, Mai 1977, S.123ff.

DIE KONSERVATIVE SCHWEIZ UND IHRE ÄNGSTE

Das Schweizer Selbstverständnis ist vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg ein zentrales Thema politischer, sozialpsychologischer und kultureller Reflexion. Was bedeutet die Schweiz Ende der siebziger Jahre ihren Bürgern und warum? Der Basler Nationalrat, Historiker und Publizist Dürrenmatt versucht diese Fragen in einer umfassenden Tour d'horizon der verschiedenen Phasen dieses politischen und gesellschaftlichen Identitätsproblems zu beantworten.

Peter Dürrenmatt: DIE SCHWEIZ – VERLORENES SELBSTVERSTÄNDNIS?

Peter Dürrenmatt,
1904 in Herzogenbuch-
see geboren, gestorben
1989. Historiker, Jour-
nalist, Politiker. Nach
dem Studium der Philo-
logie und Geschichte
Lehrer, Redaktor, Pro-
fessor. Dürrenmatt ver-
trat 1950 bis 1964 die
liberal-demokratische
Partei im Grossen Rat
des Kantons Basel.
Überzeugter Föderalist,
der sich um die Total-
revision der Bundesver-
fassung bemühte. 1968
Ehrendoktortitel der
Hochschule St.Gallen.

(...) Wir waren von *Imboden*s Feststellung ausgegangen, es sei die Schweiz der Gegenwart eine der konservativsten Nationen Europas geworden. Mit diesem Wort konnte nur gemeint sein, sie biete sich als eine zurückhaltende Nation in ihrem allgemein politischen Verhalten nach aussen wie im Hinblick auf die Bewältigung der Probleme nach innen dar. Trotzdem: In einer Epoche, in der in der Welt das wirtschaftliche Geschehen dominierte, hatte sich die Schweiz nicht zurückgehalten, sondern voll eingesetzt. Ihr Einsatz war derart bedeutend, dass sie schliesslich in der Rangordnung der grössten Industrienationen der Welt den zwölften, als Finanzplatz sogar den dritten Rang einnahm. Ihr industrielles und finanzielles Potential erhielt das gleiche Gewicht wie das französische oder das englische. Die Stabilität der schweizerischen Verhältnisse, der solide Staatshaushalt, die Vorsicht mit Währungsexperimenten, der Verzicht auf Streiks begünstigten den internationalen Kredit des Kleinstaates Schweiz. So wurde er in wirtschaftlicher Hinsicht eine mittlere Macht, während er politisch der Kleinstaat blieb, der auf sich selbst bezogen war.

Ein Teil des Missbehagens in breiten Volksschichten rührte daher, dass ihnen die Entwicklung unheimlich zu werden begann. In ihren Augen war das, was sich abspielte, tatsächlich zu wenig konservativ. Der Ruf, es reiche jetzt mit der Expansion, erklang aus der Mitte des Volkes. Der konservative Unwillen wandte sich gegen die wachsende Überfremdung, die in einem Ausmasse vor sich ging, wie sie kein anderes europäisches Land kannte. Er wandte sich gegen den hemmungslosen Landverkauf an Ausländer; er wandte sich gegen die sichtbar werdende internationale Verflechtung auf den Gebieten der Wirtschaft und der Aussenpolitik. Es war die Meinung des Volkes, nicht diejenige des Bundesrates und der Bundesversammlung, die dem Beitritt der Schweiz zu den Vereinten Nationen opponierte. Mit einem Wort: Das Malaise entstand nicht aus dem Missbehagen des Volkes am allzu grossen Konservatismus der Offiziellen, es entstand, weil diesem Volk die Bereitschaft, mit der Zeit zu gehen, zu stürmisch vorkam. Wenn wir abermals das Wort von Imboden aufgreifen, so ergibt sich, dass die offizielle Schweiz durchaus mit der Zeit ging, dass sie aber tatsächlich mit dem Gewicht des konservativen Geistes des Volkes zu rechnen hatte.



Sonderfall? Die Schweiz zwischen
Reduit und Europa, Schweizerisches
Landesmuseum Zürich, Zürich 1992.

TÜRKEI: SUCHE NACH DER IDENTITÄT

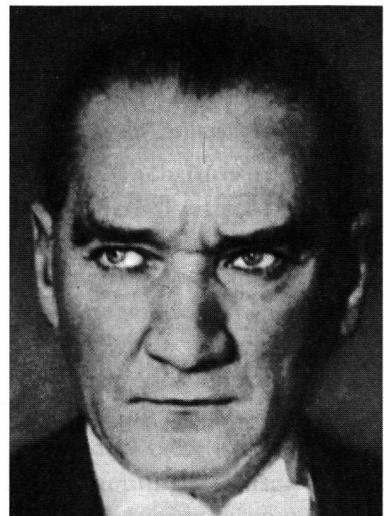
«In Ägypten, in Syrien, im Irak, in Libanon sogar bestand die komplexe Lage, dass die «Verwestlichung» der Gesellschaft und des Wirtschaftsprozesses gleichzeitig mit einem Kampf gegen die Kolonisatoren einhergehen musste», hebt der Nahostexperte Hottinger 1976 als Hypothek dieser Krisenherde hervor. Die Türkei hingegen konnte sich aus einer Position der Stärke heraus entwickeln. Doch statt der Kolonialismusproblematik muss der säkularisierte Staat sein kulturelles und religiöses Vakuum auflösen, in dem sich Extremisten verschiedenster Couleur nur zu gerne breit machen.

Arnold Hottinger: ATATÜRKS ERBE

Arnold Hottinger,
1926 in Basel geboren,
Journalist und Nahost-
spezialist. Nach dem
Studium der romani-
schen und orientali-
schen Sprachen u.a.
«NZZ»-Korrespondent für
den arabischen Raum.
Später auch für Spanien
und Zypern. – Werke
u.a.: *Die Araber* (1960),
*Die Mauren, Arabische
Kultur in Spanien* (1995).

Die Modernisierung (man kann auch sagen «Verwestlichung») der Türkei ist anders verlaufen als jene der übrigen muslimischen Völker des Nahen Ostens, der Araber und der Perser. Der Unterschied ist unauflöslich mit der Person Atatürks verbunden. (...)

Von Atatürk aus ist eine keilförmige Schneise des «bon sens» und der kühlen Vernunft in den Wald der türkischen Politik geschlagen worden. Das obere Ende des Keils, zur Zeit des Vaters der Türken, war so breit, dass es zuerst den ganzen Wald zu beherrschen und zu lichten schien. Im Laufe der Jahrzehnte, nach dem Tod des Gründers der modernen Türkei, hat sich die breite Schneise verengt. Wald und Gestrüpp wuchsen auf beiden Seiten hoch. Doch die allgemeine Richtung der Waldschneise ist nach wie vor gegeben, man kann in ihr vorwärtsdringen. Die Tatsache, dass sie breit angelegt im Rücken liegt, bedeutet schon eine Richtweisung, wie sie die anderen muslimischen Staaten, die auf Zufalls wegen in den Wald eingedrungen sind, nicht besitzen. Der Wald mit seinem Gestüpp ist für alle muslimischen Staaten letzten Endes dadurch gegeben, dass sie sich modernisieren müssen (wenn sie es unterlassen, vergehen sie schon aus Machtgründen) und dass sie dabei Gefahr laufen, sich selbst zu verlieren. Die Schneise aber, wie sie Atatürk angelegt hat, zielt darauf ab, diesen Wald in der Richtung auf die europäische Kultur hin zu durchdringen.



Kemal Atatürk

Schweizer Monatshefte, 56. Jahrgang, Heft 5, August 1976, S. 393ff.

KULTUR DER ELITE UND DER BASIS

Die Kultur der Schweiz – auch sie ein Sonderfall, zumal hier wie überall in Europa am Ende der sechziger Jahre Abschied von einem elitären Kulturbegriff genommen wurde. Den in den siebziger Jahren entstandenen Bericht der Kommission Clottu, wie denn unter den neuen Voraussetzungen die Ziele schweizerischer Kulturpolitik zu definieren seien, unterzieht Anton Krättli, 28 Jahre lang Kulturredaktor der «Monatshefte», einer kritischen Betrachtung und kommt zu einem ernüchternden Befund: Die Konsequenzen eines neuen Kulturbegriffs kläre die Kommission nicht. Wesentliche Probleme hat sie nicht erkannt.

Anton Krättli: «DIE SUCHE NACH DER NEUEN KULTUR»

Anton Krättli
wurde 1922 in Laufenburg geboren, studierte in Zürich Germanistik und Geschichte und war Feuilletonredaktor am «Winterthurer Tagblatt», von 1965 bis Januar 1994 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte», wo er die meisten seiner Aufsätze und Kommentare publizierte, von denen eine Auswahl in der dreibändigen Auswahl «Zeit Schrift» in Buchform erschienen sind. Als Literatur- und Theaterkritiker schrieb er außerdem für die «Neue Zürcher Zeitung» und war Mitarbeiter des zweiten Programms von Radio DRS. Für seine Tätigkeit an den «Schweizer Monatsheften» wurde er 1976 mit einer Ehrengabe des Kantons Zürich, für sein Gesamtwerk 1994 mit dem Aargauer Literaturpreis ausgezeichnet. Seine neuste Publikation, *Wortverliebt und unbesonnen. Annäherungen an Clemens Brentano*, erschien 1996 in Zürich. 1962 gab er neu entdeckte Briefe von Clemens Brentano an Heinrich Remigius Sauerländer und 1968 ausgewählte Schriften von Adam Heinrich Müller heraus.

(...) Die sprachlich-kulturelle Vielfalt der Schweiz ist zwar als ein Phänomen «multi-dimensionaler Segmentierung» bekannt und beschrieben, man weiss, dass die politischen und verwaltungsmässigen Strukturen von konfessionellen, sprachlichen, sozialen und regionalen überlagert sind, so dass ein verwirrendes Geflecht von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen entstanden ist. Daran, so meinen wir, müsste eigentlich eine Untersuchung der kulturellen Situation anknüpfen und weiter erforschen, welche Verschiebungen und Umstrukturierungen denn durch Binnenwanderung, allgemein grössere Mobilität, grundlegend veränderte Lebens- und Kulturgewohnheiten und Verbreitung des Fernsehens auf der Landkarte der kulturell eigenständigen Landesteile und Regionen zu verzeichnen sind. Man findet jedoch im Bericht der Experten ausser höchst summarischen Hinweisen darauf, dass da einiges in Veränderung begriffen sei, keine exakte Auskunft darüber. Ausgeschlossen scheint es indessen nicht, dass im Bereich dieser neueren und neusten Entwicklungen Entdeckungen zu machen wären. Wenn wir an Vorstellungen festhalten, die lange vor dem Auftreten neuer Gegebenheiten entstanden sind, werden wir die tatsächliche kulturelle Lage der Schweiz heute nicht genau genug kennen. Als ich 1972 im Rahmen der Föderalismus-Hearings der Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit über die Möglichkeiten einer kantonalen Kulturpolitik befragt wurde, gab ich – etwas voreilig, wie sich nun zeigt – der Vermutung Ausdruck, wahrscheinlich werde man sich über die Ermittlungen der Kommission *Clottu*, die damals ja schon an der Arbeit war, noch wundern. Es schien mir damals wie heute selbstverständlich, dass die Problematik des Kulturgefälles zwischen Zentren und Zwischenregionen, zwischen Stadt und Land, dicht besiedelten und ländlichen Gebieten in einem Land wie der Schweiz, wo es schliesslich weder eine Metropole noch eine Provinz, sondern unendlich viel differenziertere Segmentierungen gibt, kulturgeographische Feinarbeit geradezu herausfordere.

Vielelleicht, man ahnt es, schreckte die Kommission vor Konsequenzen ihres Auftrags und ihrer Kulturdefinition zurück, die unweigerlich zur Revision vertrauter Vorstellungen führen müssten. Eifersüchtig hüten die Inhaber der Kulturhoheit und die Träger des vielgestaltigen Kulturlebens in den Regionen ihre Autonomie. Niemand soll ihre Kreise stören. Aber stört man sie wirklich, wenn man den tatsächlichen Verhältnissen kulturpolitisch Rechnung trägt? Das nämlich würde niemals heissen, man wolle Zwischenregionen für einzelne Zentren sozusagen kulturell vereinnahmen. Zunächst wäre, auf der Ebene gründlicher Forschung, Funktion und Möglichkeiten dessen, was da «Einzugsgebiet» oder «Hinterland» heisst, genau zu definieren. Und vor allem ginge es um den Zusammenhang, um Impulse, die in beiden Richtungen fliessen müssen: von der Spalte zur Basis, aber auch von der Basis zur Spalte. (...)

Schweizer Monatshefte, 56. Jahrgang, Heft 3, Juni 1976, S. 235ff.

TRENNENDES UND VERBINDENDES

François Bondy erweist sich immer wieder als findiger Förderer und Entdecker fremdsprachiger Autoren. Auch der autobiographische Text «Der Tod des kleinen Schäfers» des westschweizer Schriftstellers Blaise Cendrars erscheint auf deutsch zuerst in den zu jener Zeit von Bondy geleiteten «Schweizer Monatsheften». Er erzählt von zwei Prinzipien, die im Kriegslazarett in ihrer Reinform erlitten und erlebt werden: Das mütterlich-pflegende, lebenspendende und das männlich-sezierende, tödliche.

Blaise Cendrars: DER TOD DES KLEINEN SCHÄFERS

Blaise Cendrars,
eigentlich Frédéric Saussier, 1887 in La-Chaux-de-Fonds geboren, gestorben 1961. Kindheit in Ägypten und Nepal. Uhrmacherlehre in Petersburg, Medizinstudium in Bern. Seit 1910 in Paris. Schuf suggestive Lyrik in freien Versen, avantgardistische, bildüberflutete Romane. – Werke u.a.: Poèmes élastiques (1919), Moravagine (1926), Mireilles kleines Tagebuch (1930), Madame Therèse (1956).

Blaise Cendrars, gezeichnet von Géa Augsburg. Quelle: Lexikon der Schweizer Literaturen, Lenos, Basel 1991.



(...) Hier will ich nur sagen, dass es nötig war, zweiundsiebzig Tampons aus seinen zweiundsiebzig tiefen Wunden herauszuziehen, die Wunden der Reihe nach auszuputzen, mit Desinfektionslösung und physiologischem Serum zu spülen, zu erweitern, zu reinigen und frische Tampons einzuführen. Dann kam der transversale Durchschuss an die Reihe: die Kanüle herausnehmen, Einspritzungen machen, mit Sonde, Schere, Pinzette, Tupfern arbeiten, Jodtinktur in das Loch schütten, eine neue Kanüle einsetzen. Und schliesslich musste man noch das ganze klägliche wimmernde Ding frisch verbinden, umdrehen, schütteln, in eine andere Lage bringen, wieder festschnallen, waschen, umziehen – es dauerte jeden Nachmittag drei geschlagene Stunden. Der Chirurg ging, nachdem er mit seinen Sonden und Pinzetten gewaltet hatte, der Arzt verschwand eilig, sobald die Injektionen gemacht und die nötigen Salben und Schmerzmittel verschrieben waren, und meiner armen Freundin Adrienne oblag es, die grausame Behandlung ohne Zittern zu Ende zu führen, wie ein Henker. Ich gestehe, dass auch sie am Ende ihrer Kräfte, nicht weit von einer Ohnmacht entfernt war, wenn schliesslich alles vollbracht war und der Verband, der an sich schon ein Kunstwerk darstellte, wieder richtig sass.

«Jetzt verstehen Sie, warum mich vor mir selber ekelt, Cendrars», sagte sie. «Ich kann nicht mehr. Dabei bin ich so stolz auf meinen Kleinen! Dieser ganze Apparat hier und die Behandlung, die er bekommt, das ist alles mein Werk. Die Ärzte hätten ihn einfach zerhackt, aber ich will ihn retten. Ach, ich weiss, dass es schwer ist und noch lange, lange dauern wird. Aber wenn Sie wüssten, was der arme Junge schon alles durchgestanden hat! Er war zum Tode verurteilt. Zehnmal, zwanzigmal schon wollten die Ärzte ihn aufgeben. Es wäre nichts mehr zu machen, die Infektion nähme überhand. Aber ich habe nicht nachgelassen, und jetzt geht es ihm wirklich besser, viel, viel besser. Sogar der Chirurg hält den Fall nicht mehr für aussichtslos...» (...)

Der Generalstabsarzt hatte sich mit einer Pinzette und einer Lanzette bewaffnet. (...) «Geben Sie mir das Messer. Na, eine schöne Bescherung ist das! Ich kümmere mich also gar nicht um die oberflächlichen Trichter, so tief sie auch sind. Die bilden keine Gefahr. Ich muss den eigentlichen Herd, das Infektionszentrum, die Minenkammer blosslegen, die uns jeden Augenblick mitten ins Gesicht hinein explodieren kann.» (...)

Und während der berühmte Professor weiter perorierte, wie im Kolleg vor seinen Studenten, liess er die Tat dem Wort folgen, schnitt energisch ins lebende Fleisch hinein, erweiterte die zweiundsiebzig Einschüsse zu einer einzigen, grossen, tiefen Wunde und bahnte sich so zielbewusst seinen Weg, dass der kleine Soldat nach einer Stunde tot war. Doch er hatte schon eine gute Weile früher zu brüllen aufgehört.

(Aus dem Französischen übertragen von Trude Fein.)

Schweizer Monatshefte, 56. Jahrgang, Heft 1, April 1976, S. 47ff.

EIN LITERATURKRITISCHER EPILOG ZUM JAHR DER FRAU

Schon Virginia Woolf hatte ihre Zeitgenossen aufrütteln wollen mit der Frage, wie es etwa einer Schwester Shakespeares ergangen wäre, so begabt und produktiv wie er. Doch noch in den 70ern «wird niemandem recht wohl bei diesem ‹Jahr der Frau›», wie die Autorin im letzten Monat des unrühmlichen Besinnungsjahres konstatiert. Nur ganz allmählich beginnt die amerikanische «Women's Lib»-Bewegung in Europa Breitenwirkung zu entwickeln. Elsbeth Pulvers Aufsatz würdigt und interpretiert einige einschlägige literarische Neuerscheinungen jener Zeit.

Elsbeth Pulver: SHAKESPEARES SCHWESTER

Elsbeth Pulver,
Studium der Germanistik
und Geschichte; Doktorat,
Unterricht an einer
amerikanischen Universi-
tät, dann an einer höhe-
ren Mittelschule in Bern.
Seit 1981 freiberufliche
Literaturkritikerin. Publi-
kationen: Die deutsch-
sprachige Literatur der
Schweiz (in Kindlers
Literaturgeschichte der
Gegenwart, 1974/1980);
M. L. Kaschnitz (1984).
Buchpublikationen u.a.:
zu Robert Walser, Kurt
Marti, Josef Viktor
Widmann, regelmässige
Literaturkritiken bei der
«NZZ» und den «Schwei-
zer Monatsheften».

Die Wahnsinnige,
Eduard Bick, um 1918.
Quelle: Geschichte des
Kantons Zürich, Bd. 3,
Werd, Zürich 1994.
© Stiftung «Neue Zürcher
Kantongeschichte».



(...) Nicht erst seit die Frauenfrage als gesellschaftliches Problem bewusst gemacht wurde, ist die Frau beredet worden. Von der besorgten Theologenfrage, ob die Frau wohl eine Seele habe, über Pestalozzis Lob der Mutter bis zu den jüngsten Thesen und Modellen feministischer Autorinnen ist die Frau, (...) die ihr zukommenden Aufgaben und die Grenzen ihres Wirkens, Gegenstand der Analyse und sachlichen Darstellung – und mehr noch der Spekulation und Demagogie gewesen. Und seit die Frau sich selber zu verstehen und zu definieren versucht (statt sich ihr Wesen einfach vom Mann erklären zu lassen), sind Bücher zu dieser Frage (von Iris von Roten bis Esther Vilar) auch immer wieder ein Skandalon geworden. (...)

An der Sache selbst ändert sich, trotz aller verbalen Aufregung, nur wenig und dies Wenige langsam. Was Wunder, dass viele sich scheuen, zu diesem Lärm noch mehr beizutragen. (...) Wer sich heute besonders emanzipiert fühlt oder geben will, der behauptet kühn, die Frauenfrage existiere gar nicht – wenigstens nicht für die eigene Person!

Betrachtet man allerdings die Neuerscheinungen des letzten Jahres, so scheint es doch literarisch etwas auf sich zu haben mit diesem Jahr der Frau: «Eine Frau» nennt Peter Härtling seinen neuen Roman; und Karin Struck, Erfolgsautorin von «Klassenliebe», gibt ihrem neuen Werk einen Titel, von dem man glauben könnte, er sei durch Trivialliteratur so gut wie Pädagogik endgültig abgebraucht: «Die Mutter». Christa Wolf stellt sich der brillanten Erzählung «Selbstversuch» ein geradezu feministisches Thema. Und ausgerechnet in diesem Jahr erscheint Hans Mayers grosses Werk «Aussenseiter», in dem ein Teil dem Aussenseitertum der Frau gilt. (...)

Dass die Frauen – in ihrer Mehrheit – zu übertriebener Anpassung an eine männlich orientierte Welt neigen, lässt sich bis in die allerjüngste Zeit reichlich belegen: Sie haben die ihnen zugewiesene Rolle über alle reale Notwendigkeit hinaus akzeptiert, und wenn sie sich von ihr lösen, übernehmen sie allzu oft die bestehenden männlichen Verhaltensmuster und Wertsetzungen. (...) Die letztgenannte Weise des Verhaltens gewinnt literarische Gestalt in der von Hans Mayer mit Grund als exemplarisch bezeichneten Figur der Judith. Brauchbarkeit und Unzulänglichkeit dieses literarischen Modells, beides wird im Umgang mit den neuesten Texten deutlich: Im Modell der Judith werden die der Frau gesetzten Grenzen überschritten, ohne dass doch dabei die geltenden Wertsetzungen in Frage gestellt würden, wie dies nun, beherrscht bei Christa Wolf, chaotisch-emotional bei Karin Struck, geschieht. In beiden Büchern (auch die Figur der Katharina Perchtmann, Schöpfung eines Mannes [Peter Härtling], gehört in diese Reihe) ist die Haltung rebellisch; aber die Rebellion richtet sich nicht nur gegen den Status quo, sondern auch gegen Programme, die schon im Entstehen erstarren, gegen das alte wie ein diktiertes Rollenschema der Frau.

Schweizer Monatshefte, 55. Jahrgang, Heft 9, Dezember 1975, S. 724ff.

GEGEN DAS ÜBERGEWICHT DER BALLUNGSRÄUME

Auch föderalistische Systeme sind gegenüber dem Trend zur Zentralisierung nicht immun. Das demokratische Mehrheitsprinzip hat Mühe mit dem Phänomen der Sperrminorität, mit der Tatsache, dass die bevölkerungsschwachen Bundesglieder beim Ständemehr gleich viel Gewicht haben wie die bevölkerungsstarken, dass eine Mehrheit der Kleinen die Grossen fremdbestimmen kann. Was heisst eigentlich «Solidarität» in einem heterogenen Bundesstaat? Geht ihr Appell an die Starken oder an die Schwachen, an die Grossen oder an die Kleinen? Die Frage gewinnt an Aktualität, weil die Schweiz im europäischen Rahmen zu den kleineren Staaten gehört.

Roberto Bernhard: DAS FÖDERALISTISCHE ÄRGERNIS

Roberto Bernhard, geboren 1929 und aufgewachsen in Winterthur, studierte an der Universität Zürich (mit Seitenblicken auf neuere Geschichte und Soziologie) Jurisprudenz, promovierte da-selbst und ist Inhaber des zürcherischen Anwaltspatents. 1958 war er als Presseberichterstatter deutschschweizerischer Zeitungen und Zeitschriften beim Schweizerischen Bundesgericht akkreditiert und befasste sich mit der Erläuterung politisch-kulturellen Geschehens in der Westschweiz, in der er fast anderthalb Jahrzehnte gewohnt hat.

(...) Das Veto Vereinzelter hat – wo immer es in der Weltgeschichte in Verhältnissen in Erscheinung trat, die einem solchen Akt nicht (oder nicht mehr) jenes Charisma verliehen, dessen er zum Bestehen vor quantitativ ausgerichteten Erwägungen bedarf – Ärgernis und Widerstand wachgerufen. Ehe man indessen an eine solche Institution Hand anzulegen versucht, sollte man sich vergegenwärtigen, wieweit sie ein entbehrliches Überbleibsel aus einem früheren Zustande des Gemeinwesens oder inwieweit sie systemimmanent und damit unentbehrlicher Bestandteil eines Gefüges ist, das der Kritiker gar nicht zerstören möchte. (...)

Dem Ärgernis der Bevormundung der «grossen» Kantone durch die «Zerge» steht also das nicht minder lebhaft empfundene Ärgernis einer als naheliegend erachteten, «automatischen» und ersticken Präpotenz der «mächtigen» Stände über die mit geringerem Stimm- und Wirtschaftspotential ausgerüsteten gegenüber. Wer erträgt was leichter? So lange der Sinn dafür wach bleibt, dass die Kantone – unabhängig von ihrer Einwohnerzahl – geschichtlich gewachsene, unverwechselbare «Persönlichkeiten» sind, die ungeachtet ihres äusseren Umfangs gleichen Respekt verdienen, wird die Antwort lauten müssen, dass der Grössere den Kleineren eher zu ertragen vermöge als umgekehrt. (...)

Der frühere brillante Bundesstadtkorrespondent der «Gazette de Lausanne», Pierre Grellet, wurde nie müde, seinen Landsleuten beizubringen, welch entscheidendes Gewicht für die Erhaltung der föderalistischen Struktur dem Ständemehr zukomme; nur in einer Koalition mit den deutschsprachigen Landkantonen, vor allem jenen der Innerschweiz, könnten die Westschweizer eine Barriere gegen das wachsende Übergewicht der grossen Ballungsräume in der deutschen Schweiz errichten und durchhalten. Es geht hier um subtile Dinge, die das gute Verhältnis der Sprachgruppen berühren. Einen klugen, erfahrenen Politiker hörten wir einmal sagen, die Existenz und das Bestehen der Schweiz beruhe darauf, dass den Minderheiten immer etwas mehr zugehalten werde, als ihnen rein numerisch zukomme. Es zahlt sich aus. (...)

Schweizer Monatshefte, 55. Jahrgang, Heft 4, Juli 1975, S.280ff.

HERMES UND KALLIOPE

Die Zusammenhänge zwischen den grossen gesellschaftlichen Antipoden Wirtschaft und Kultur sind, so von Salis, enger, als der vielbeschäftigte Manager oder der im Elfenbeinturm verschollene Literat annehmen mag: So haben z. B. zwei verarmte Philosophen, Marx und Rousseau, die Welt des Geldes gebaut und geteilt. Aus wirtschaftlichen und politischen Umstürzen entsteht, vice versa, auch ein Raum für neue Kunst, für Experimente. Am Beispiel der Schweizer Kunstszenen lässt sich dies besonders gut zeigen. Von Salis nimmt gewissermassen das Thema der Buchmesse 1998 vorweg: «Die Schweiz in der Welt, die Welt in der Schweiz.»

Jean Rodolphe von Salis: ÜBER KULTUR, WIRTSCHAFT UND POLITIK

Jean Rudolf von Salis,
1901 in Bern geboren.
Historiker, Schriftsteller, Publizist von internationalem Ruf. Von 1952 bis 1964 Präsident der Pro Helvetia und des Nationalfond-Stiftungsrates. Ehrungen und Auszeichnungen in Deutschland, Frankreich, Österreich und der Schweiz. Sein Hauptwerk: Weltgeschichte der Neuesten Zeit, nhg. 1988. – Weitere Werke u.a.: Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre (1936), Im Laufe der Jahre (1962), Schwierige Schweiz (1968), Notizen eines Müssig-gängers (1983), Dem Leben recht geben. Gespräche mit Klara Obermüller (1994).

Jean Rodolphe von Salis, Pastellzeichnung von Rosina Kuhn. Quelle: Lexikon der Schweizer Literaturen, Lenos, Basel 1991.



(...) In einem Beitrag der Genfer Professorin Jeanne Hersch zum «Jahrbuch» der Stiftung Pro Helvetia, in dem von der kulturellen Lage der Schweiz die Rede ist, sagt die Verfasserin: «Während normalerweise die Sachen zur Trägheit und der Geist zur Erneuerung neigen, scheint sich bei uns das Gegenteil zu ereignen: Die Kräfte der Wirtschaft stossen uns vorwärts, während wir bleiben möchten, was wir waren. Mit der Gegenwart und der unmittelbaren Zukunft konfrontiert, bleibt der Geist in der Schweiz in der Defensive. Sicher passen wir uns an, und wir werden uns anpassen, aber resigniert und ohne Freude. Wir wünschen die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind. Wir möchten beinahe, dass sich die Anpassung ohne unser Wissen vollziehe, während wir schlafen, damit wir fortfahren können, uns auf die gleichen Grundsätze, die gleichen Tabus zu berufen, ohne zu prüfen, ob sie noch ihren Sinn haben. Das ist keine gesunde Situation für die Kultur, denn die Kultur entspringt dem Mut, klar zu sehen.» (...)

Dieser Text ist von 1964, und schon damals stimmte er nicht mehr ganz; heute ist eher das Gegenteil eingetreten: Das kulturelle Schaffen in der Schweiz ist für viele Wohlgesinnte zu einem Schrecken geworden. (...)

Ich glaube, dass ausser der Wirtschaft, die unser Land vorwärtstrieb, weil es mit der europäischen und Weltwirtschaft eng verbunden ist und durch die Exportindustrie und die Banken sich den Regeln der Weltwirtschaft anpassen muss, auch die Technologie dazu beitrug, dass die Schweiz, wenn ich es französisch ausdrücken darf, wieder «contemporaine du reste du monde» wurde. Wir müssen Zeitgenossen der andern Völker sein. Ich will damit gar kein Werturteil fällen. Die heutige Welt ist, was sie ist: Die Weltpolitik wird sicher nicht bei uns gemacht, aber wir leben nolens volens in ihrem Rahmen. Das geistige Leben hat in der ganzen Welt Impulse von den Katastrophen und Brüchen erhalten, die das Schicksal der Menschheit des 20. Jahrhunderts sind. Es wäre eine schlecht verstandene «geistige Landesverteidigung», (...) wenn sie sich den neuen Erscheinungen und Strömungen in der Welt verschliessen würde und das Schweizerhaus bei geschlossenen Fensterläden erhalten wollte.

Wir brauchen zweifellos nicht alles nachzuahmen, was draussen geschieht, aber wir müssen es zu Kenntnis nehmen und uns damit auseinandersetzen. Damit kommen wir in unseren Überlegungen zu unseren «Nonkonformisten» in der Literatur, Kunst, Kirche, Jugend, die uns anscheinend so viel zu schaffen machen. Es gab mir, als ich für die schweizerische Kulturpolitik mitverantwortlich war, zu denken, dass die kulturelle und geistige Präsenz der Schweiz im Ausland gerade von solchen Persönlichkeiten nach dem Kriege wieder hergestellt wurde, die innerhalb unserer Grenzen auf Unverständnis, ja oft auf heftige Kritik stiessen. (...)

Schweizer Monatshefte, 54. Jahrgang, Heft 12, März 1975, S. 886 ff.

VOM NACHTEIL UND NUTZEN HISTORISCHER ORIENTIERUNGSSYSTEME

In den siebziger Jahren ging es darum, die bürgerlichen Abwehrreflexe gegen die anti-autoritäre Bewegung zu überwinden und in eine konstruktiv-kritische Auseinandersetzung hinüberzuführen. Dabei hat sich die historisch-politologische Tradition, die Erich Gruner repräsentiert, als besonders dialogfähig erwiesen. Es ging damals darum, die radikale Kritik an der Konsumgesellschaft ernst zu nehmen, sich vom Überschuss an rhetorischer und physischer Gewaltsamkeit zu distanzieren und die Stichworte «Selbstverwirklichung» und «Lebensqualität» in den Zusammenhang einer jahrhundertealten ideengeschichtlichen Diskussion zu stellen.

Erich Gruner: KONSERVATIV UND PROGRESSIV – REAKTIONÄR UND REVOLUTIONÄR

Erich Gruner,

1915 in Bern geboren, war nach seinen Studien in Bern, Wien und London von 1941 bis 1961 Gymnasiallehrer in Basel. Später Ordinarius für Sozialgeschichte und politische Soziologie an der Universität Bern und Direktor des dortigen Forschungszentrums für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik. Von seinen zahlreichen Publikationen seien erwähnt: Die Wirtschaftsverbände in der Demokratie, Erlenbach 1956; Die schweizerische Bundesversammlung 1848, zwei Bände, Bern 1966; Die Parteien in der Schweiz, Bern 1969; Regierung und Opposition in der Schweiz, Bern 1969; Die schweizerische Bundesversammlung 1920 bis 1968, Bern 1970; Die Schweiz seit 1945, Bern 1971; Führungsgruppen im Bundesstaat, Bern 1973.

(...) Der Hauptgegenstand der bisherigen Geschichte war die Aufgabe, mit knappen Mitteln zu wirtschaften. Die Hauptsorge war: Gelingt es, die aller-einfachsten materiellen Bedürfnisse zu befriedigen? Für den Grossteil der Menschheit ist dies nach wie vor eine Überlebensfrage. (...)

Aber vorläufig haben die konsumgesättigten Industriestaaten diesen Aspekt der Zukunft aus ihren Vorstellungen verdrängt. Ihr Denken kreist nicht um den Mangel, sondern um den Überfluss. Nach Marx und den andern Theoretikern sollen sich die Güter einer Überflussgesellschaft reibungslos verteilen lassen. Unsere Erfahrungen bezeugen das Gegenteil. Auch in unserer Wohlstandsgesellschaft dreht sich unser Denken fast ausschliesslich darum, wie jede Gruppe einen maximalen Anteil am Konsumkuchen erhaschen kann. Trotz dem Güterüberfluss halten wir also am Leitbild einer vergangenen Zeit fest, als ob die Befriedigung materieller Bedürfnisse immer noch unsere einzige Aufgabe wäre. So gesehen sind wir alle samt und sonders konservativ.

Die Fixierung an Zielen, die ihres früheren Sinnes entleert worden sind, ist wohl ein Hauptgrund dafür, dass wir so grosse Schwierigkeiten haben, neue Leitbilder zu finden, die uns über den toten Punkt hinausführen. In einer Überflussgesellschaft müsste nicht mehr einzig die Frage im Mittelpunkt stehen, wie wir die materiellen Bedürfnisse noch weiter steigern und noch besser befriedigen können. Vielleicht gibt es aber doch mindestens ein Anzeichen dafür, dass die Bevölkerung besteht, ein neues Leitbild zu suchen. Eines von ihnen sehe ich darin, dass heute der Ruf nach Selbstverwirklichung des Menschen so laut ertönt. Auch das Postulat nach Lebensqualität meint etwas Ähnliches. Aber vielleicht erhalten diese Forderungen erst dann einen weiterweisenden Sinn, wenn man sie in ein neues Orientierungssystem stellt. Dann müsste die Frage etwas anders formuliert werden, etwa so: Was soll der Mensch mit sich anfangen, wenn er sich nicht mehr ausschliesslich als produzierendes und konsumierendes Wesen versteht? Mit dieser Frage, die im wahrsten Sinne progressiv, das heisst in die Zukunft weisend wäre, möchte ich schliessen.



Hans Sigg, Karikatur aus:
Du liebe Schweiz!, Nebelspalter,
Rorschach 1986.

EINE KRITIK DER «UMWELTIDEOLOGIE»

Nach Wirtschaftswunder und Fortschrittsträumen haben die Zweifel am ewigen Wachstum eingesetzt. Ökologische Bedenken sollen allzu ungebremsten Expansionsbewegungen einen Riegel vorschieben. Hoffmann-Nowotny aber entdeckt hinter den Umweltschützern eine saturierte Mittelschicht, die genug Zeit und Geld hat, «sich ein wenig vom allgemeinen Getriebe zu entfernen», aber nicht reich genug ist, «um sich auf Jachten und privaten Inseln vor den Massen zu schützen». Effektive Zukunftstrategien müssten Wachstum – ein qualitatives Wachstum – mitausbilden.

Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny: SOZIOLOGISCHE BEMERKUNGEN ZU DEN «GRENZEN DES WACHSTUMS»

Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny,
geboren 1934, studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Nationalökonomie in Köln und Zürich. Zur Zeit Professor für Soziologie an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkt: Fragen der Migration.

(...) Hätten Forrester und Meadows ihr Modell disaggregiert und die vorhandenen Informationen besser genutzt, dann würde sich einmal ihre Fragestellung auf das Problem der vorausschauenden Behandlung knapper Ressourcen, zu denen auch die Umwelt gehört, und vor allen Dingen auf das der ungleichgewichtigen Entwicklung und des ungleichgewichtigen Wachstums reduziert haben. Zum anderen hätten sie besser dem berechtigten Vorwurf begegnen können, ein globales Modell zur Verewigung von Elend und Ungleichheit produziert zu haben, in dem scheinbar objektive Gesetzmäßigkeiten und Berechnungen nur dürftig die Interessen einer sehr kleinen Schicht kaschieren. (...)

Ein Modell wie das von Forrester und Meadows, das in seinen Voraussagen so erschreckend, ja lähmend, und gleichzeitig so pauschal und undifferenziert ist, dass es schon von daher – selbst wenn es mehr oder weniger zutreffend wäre – wenig Chancen hat, andauernde Betroffenheit auszulösen, ist wenig geeignet, die Grundlage eines weltweiten Sozialexperiments abzugeben, vor allen Dingen dann nicht, wenn es die soziale Dimension völlig ausspart.

Angesichts der apokalyptischen Visionen auf der einen Seite, die von Forrester und Meadows so scheinexakt gezeichnet werden, und der völligen Ratlosigkeit auf der anderen Seite, in die sie ihre Anhänger gleichzeitig stürzen, ist es nicht verwunderlich, dass Teile der Umweltbewegung offen sektierische Züge zeigen.

Aufforderungen zu Irrationalität, zur Abkehr von der kausalanalytischen Methode, ja vom wissenschaftlichen Vorgehen überhaupt, sind nicht mehr selten. Und der nicht mehr so neue Appell, wir müssten wieder einmal neue Menschen werden, ist nur ein weiterer Indikator für eine Flucht aus der Wirklichkeit. (...)

Schweizer Monatshefte, 54. Jahrgang, Heft 9, Dezember 1974, S. 628ff.



Demonstration in Basel gegen die Umweltkatastrophe beim Chemieunternehmen Sandoz AG und die Zerstörung der Natur durch Giftstoffe, 1986. Quelle: Chronik der Schweiz, Chronik und Ex Libris, Dortmund und Zürich 1987.

WENIGER «MACHEN», MEHR «GESTALTEN»

Zum 80. Geburtstag des deutschen Nationalökonom Eugen Böhler, der von 1924 an als Ordinarius an der ETH Zürich wirkte und 1929 das betriebswirtschaftliche Institut der ETHZ gründete, schreibt Tuchtfeldt über die Schwächen einer Zeit, die sich auf die Macher, die Organisatoren, die Managertypen verlässt, welche statt Distanz und historischer Analyse einen Aktionismus fordern und vorleben, der sich, so Tuchtfeldt, in Prognosegläubigkeit verliert und die Politik in vorhersehbare Fallen tappen lässt.

Egon Tuchtfeldt: ÜBER DEN MYTHOS DER MACHBARKEIT

Egon Tuchtfeldt,
1923 in Burg (Schleswig-Holstein) geboren.
Studium der Volkswirtschaftslehre. 1962–1989
Ordinarius in Bern.
Seine Hauptarbeitsgebiete sind allgemeine und sektorale Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik, Wirtschaftssysteme, internationale Wirtschaftsbeziehungen, europäische Integration, Entwicklungsökonomie, Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Tuchtfeldt ist auch als Herausgeber tätig (u.a. Werkausgaben von W. Röpke).

Giovanni Battista Piranesi
(1720–1778), Das gigantische Rad.
Quelle: Graphische Sammlung der
ETH Zürich, Zürich.



(...) «Die Zukunft ist machbar», lautete ein Ausspruch des schwedischen Ministerpräsidenten Olof Palme. «Alles ist machbar; es muss nur der richtige Macher kommen», sagte ein anderer zeitgenössischer Politiker. Während man früher vom «Staatsmann» sprach, dann vom «Politiker», schreiben die modernen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Lehrbuchautoren ungeniert vom *policy-maker* – ungeniert, weil es sich hier nicht nur um einen der üblichen Anglicismen in unserer Sprache handelt, sondern um den Ausdruck einer unbewussten Weichenstellung des Denkens, eben des Mythos der Machbarkeit.

Die Hybris des positivistisch-rationalistischen Weltbildes, wie sie sich in der «Philosophie der Machbarkeit» manifestiert, spiegelt tiefgreifende Wandlungen in der Auffassung von der historischen Wirklichkeit wider. Die vordillierte Welt, wie sie allmählich geworden ist, wird in zunehmendem Masse überlagert durch eine rational konstruierte Welt – rational konstruiert auf der Basis von Prognosen und Planungen. Die Gläubigkeit der «Zukunftsbewältiger» an die Planung als Allheilmittel für alle Probleme (die dabei nur allzu oft erst das Ergebnis früherer Fehlplanungen sind) ist entwaffnend. (...)

Die «Macher» sehen denn auch die Ursachen der von ihnen verschuldeten Probleme (= unbeabsichtigte und unerwünschte Nebenwirkungen) nicht etwa darin, dass sie zu viel, sondern gerade darin, dass sie zu wenig «machen» und dass sie es nicht gut genug «machen». Sie wollen daher mehr «machen» und es besser «machen». So ertönt denn überall der Ruf nach mehr und besserer Prognostik, nach mehr und besserer Planung. Diese Antwort wäre zweifellos richtig, wenn das dahinter stehende Konzept, eben der konstruktivistische Rationalismus, dem Wesen menschlicher Ordnung gemäss wäre. Verneint man dies, dann geht die Antwort der «Macher» am Kern der Problematik vorbei. (...)

Politik will und muss handeln (wobei auch das Nichthandeln gegebenenfalls politisch relevant sein kann, was oft übersehen wird). Aber es stellt einen grundsätzlichen Unterschied dar, ob sich Politik als «machen» oder als «gestalten» versteht. Wir haben es hier keineswegs mit einer blossem Änderung der Bezeichnung zu tun. Denn «gestalten» besitzt eine andere Qualität als «machen».

Gestaltung im hier verstandenen Sinne eines empirischen Rationalismus bedeutet behutsame Formung des Vorhandenen, wie es aus den historischen Kräften gewachsen ist. Politik als «Daseinsgestaltung» unterscheidet sich daher schon im Anspruch notwendigerweise von der Hybris des konstruktivistischen Rationalismus. (...)

Schweizer Monatshefte, 53. Jahrgang, Heft 8, November 1973, S. 542 ff.

ON PEUT TOUJOURS FAIRE MIEUX

Die vom Staat garantierte Freiheit kann nicht grenzenlos sein, und es gibt immer wieder Situationen, in denen die Freiheit der einen auf Kosten der Freiheit der andern geht. Die Abgrenzung der Freiräume ist eine niemals definitiv und niemals restlos befriedigend lösbare Aufgabe, darum ist auch der Liberalismus ein niemals abschliessend erfüllbares Programm. Gerade weil Freiheit immer in Relation mit Beschränkungen aller Art steht, müssen Liberale den jeweils aktuellen Herausforderungen aktiv begegnen. Sie können sich nicht damit begnügen, konserватiv zu sein. Jean François Aubert ist einer der profilierten Vertreter dieses zukunftsgerichteten Liberalismus.

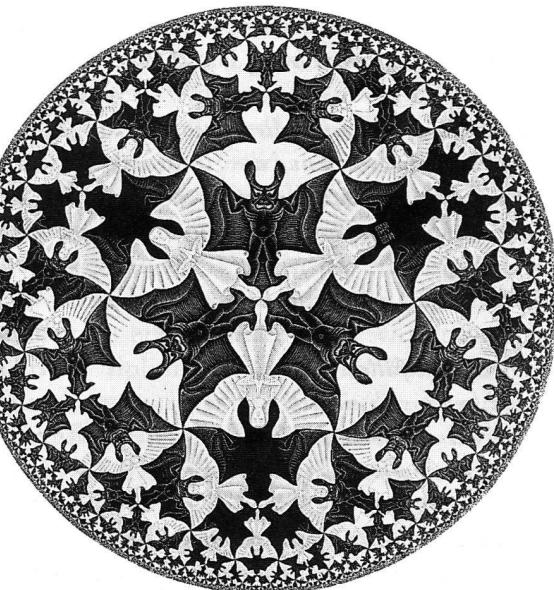
Jean François Aubert: LA SUISSE EST-ELLE LIBÉRALE?

Jean François Aubert,
1931 in Peseux NE geboren. Seit 1956 Professor für Staatsrecht, seit 1967 an der Universität Genf. 1971-1979 war Aubert Nationalrat. Mitarbeiter in verschiedenen juristischen Fachzeitschriften und Verfasser von zahlreichen Aufsätzen und Monographien und eines Lehrbuches des Bundesstaatsrechtes.

(...) D'abord, le libéralisme est une affaire de degré, et c'est pour cela, justement, que le point ne peut pas être tranché d'une façon nette. Il n'y a pas d'Etat totalement libéral. Il n'y en a pas non plus de totalement tyrannique.

Dans l'échelle, la Suisse occupe une place avouable; il faut une bonne dose de hargne pour le nier.

La liberté, en Suisse, est juridiquement garantie par la Constitution et par les lois. Ceux qui s'estiment lésés ont des actions et des recours. Mais il est normal que ces procédures se heurtent à des barrières, parce qu'on ne conçoit guère qu'une personne puisse, au nom du libéralisme, diffamer son prochain, polluer les rivières ou démolir l'Etat. Notez que la solution des conflits d'intérêts doit être constamment revue et qu'on peut toujours faire mieux. (...)



M. C. Escher, Circle Limit IV. Quelle: M. C. Escher, Graphik und Zeichnungen, Benedikt, Köln 1992.

La liberté est vaine, si l'on ne s'en sert pas. Il y a bien des gens qui, touchés dans leur situation juridique, ne se défendent pas, parce qu'ils sont faibles, qu'ils ont peur ou qu'ils ne savent pas comment s'y prendre. On les aiderait à bon compte en créant, dans chaque district, un office de renseignement. (...)

Mais la liberté souffre encore de tout un réseau de contraintes privées. Nous ne parlons pas des influences économiques, auxquelles une législation bien faite permet de résister. Nous pensons, plus simplement, à la famille, aux amis, aux connaissances. Il y a une foule de choses que nous ferions, si nous étions seuls, et que nous ne faisons pas, crainte de nuire à nos enfants, de nous brouiller avec nos voisins ou d'embarrasser de quelque manière notre vie sociale. Ces entraves sont de tous les temps et de tous les pays. On les oublie parfois, mais elles suffisent à rendre relatifs bien des discours sur la liberté.

Schweizer Monatshefte, 53. Jahrgang, Heft 5, August 1973, S.292

ES KOMMEN UND GEHEN ALLE DINGE

1971 wurde Pablo Neruda, einer der grössten lateinamerikanischen Lyriker mit sehr wechselvollem Leben, mit dem Nobelpreis geehrt. Heinz Fischer zeichnete mit seiner Neuübersetzung von Gedichten aus verschiedenen Phasen den Gang der Entwicklung des preisgekrönten Autors nach. An dieser Stelle drucken wir – das Gedicht «Von Zeit zu Zeit» aus der Sammlung «Estravagario» (1958) ab. In ihm klingt ein Ton des Verstehens und des Humors an. Die ganze Sammlung vermittelt den Eindruck, als erfasse der Dichter im Schatten des Todes das Leben klarer und nehme es mit grösserer Liebe an.

Pablo Neruda: VON ZEIT ZU ZEIT

Pablo Neruda,
eigentlich Neftalí Ricardo Reyes Basoalto,
1904 in Parral geboren,
gestorben 1973. Im diplomatischen Dienst.
Trat 1945 der chilenischen KP bei. Emigration. Bedeutendster zeitgenössischer Lyriker Lateinamerikas. 1971 Nobelpreis für Literatur.

Von Zeit zu Zeit und mit Distanz sollte man in einem Sarge baden.

Ohne Zweifel ist alles ganz gut und alles ist ganz schlecht, ohne Zweifel.

Es kommen und gehen die Reisenden, die Kinder wachsen und die Strassen, schliesslich kaufen wir die Gitarre, die im Laden einsam weinte.

Alles ist gut, alles ist schlecht.

Die Gläser füllen und leeren sich einfach und manchmal in der Frühe sterben sie mit ihrem Geheimnis.

Die Gläser und die, die sie leerten.

So überlegen sind wir, dass wir jetzt den Nachbarn nicht mehr grüssen und so viele Frauen lieben uns, dass wir nicht wissen, wie es schaffen.

Und wie feinbetucht wir uns tragen! Und was für gesetzte Meinungen.

Ich habe einen gelben Mann gekannt, der sich für orange hielt, und einen Neger, der sich blond gab.

Es kommen und gehen alle Dinge.

Ich habe gesehen, wie die Diebe als makellose Gentlemen gefeiert wurden – und das ging auf englisch vor sich – und ich sah Ehrliche hungrig nach Brot auf dem Müllhaufen suchen.

Ich weiss, dass man mir nicht glaubt. Aber ich sah es mit eigenen Augen.

Man sollte in einem Grab ein Bad nehmen und aus der deckenden Erdschicht dem Stolz oben ins Gesicht sehen.

Dann lernte man das rechte Mass. Lernte sprechen, lernte leben. Vielleicht sind wir dann kleinere Narren vielleicht sind wir dann kleinere Weise. Wir werden sterben lernen. Staub werden, keine Augen haben, ein vergessener Name sein.

Es gibt Dichter, so gross, dass sie unter keine Tür gehen und fixe Geschäftsleute, die sich nicht der Armut entsinnen. Es gibt Frauen, die durch kein Zwiebelaug gehen werden und es gibt viele Dinge, viele Dinge und so ist es, und so wird es nicht bleiben.

Wenn ihr wollt, glaubt mir nichts.

Ich wollte euch nur etwas zeigen.

Ich bin ein Professor des Lebens, ein fahrender Schüler des Tods und wenn das, was ich weiss, euch zu nichts nützt, habe ich nichts gesagt, wenn nicht alles.

Zeichnung von José Guadalupe Posada (1851–1913). Quelle: Andrea Kettenmann, Frida Kahlo – Dolor y pasión, Benedikt, Köln 1992.



Schweizer Monatshefte, 52. Jahrgang, Heft 4, Mai 1972, S. 271ff.

UNVERMEIDLICHER DRUCK ZUM STAAT

Schon in den siebziger Jahren, als noch das «Gleichgewicht des Schreckens» die weltpolitische Sicherheits- und Unsicherheitslage prägte, war vom «Ende des Nationalstaats» die Rede. Daniel Frei beurteilte die Lage in einer sorgfältigen Gegenüberstellung der Kräfte, welche das Staatliche in Frage stellen, und jener, welche das Staatliche eher stärken. Er kam, speziell für den Kleinstaat, zu einer positiven Bilanz zugunsten militärisch verteidigter Nationalstaatlichkeit, und zwar bemerkenswerterweise – schon damals – ohne Bezugnahme auf ein konkretes Szenario der Bedrohung.

Daniel Frei: HAT DER STAAT NOCH EINE ZUKUNFT?

Daniel Frei, geboren 1940, gestorben 1988, war der erste Lehrstuhlinhaber für Politische Wissenschaften an der Universität Zürich. Nach Abschluss eines Geschichtsstudiums wurde er dort mit 28 Jahren Privatdozent und mit 31 Jahren als Professor für sein Fachgebiet gewählt, das er in Zürich rasch zu einer Blüte brachte. Er verfasste als Lehrer und Forscher 15 Bücher und eine grosse Zahl von international beachteten Aufsätzen. Seit 1964, unmittelbar nach Studienabschluss, war er Mitarbeiter bei den «Schweizer Monatsheften» und betreute als Redaktor von 1968 bis 1972 den politisch-wirtschaftlichen Teil. Bis zu seinem allzu frühen Tod veröffentlichte er dort 28 grössere und kleinere Beiträge zu Fragen der schweizerischen Identität und Neutralität, der Aussenpolitik und der internationalen Strategie und Sicherheitspolitik.

Das internationale System regelt bekanntlich im Gegensatz zu einem innenpolitischen System die in ihm vorkommenden Konflikte in sehr primitiver Weise. Mit Konflikten haben wir freilich immer zu rechnen, solange unsere Welt noch nicht zum Schlaraffenland oder zum Paradies geworden ist, denn die Summe der Wünsche und Interessen der einzelnen Gruppen oder Individuen ist meist viel grösser als die Summe der Mittel, um diese Wünsche zu befriedigen. Während nun aber im Innern der Staaten bestimmte Regeln, Gesetze, entwickelt worden sind, um die Konflikte ohne Gewaltanwendung zu lösen, stehen im internationalen Bereich für die gewaltfreie Lösung von Konflikten nur sehr mangelhafte Methoden zur Verfügung, und zwar kranken sie alle an dem Übel, dass ihr Funktionieren vom Willen der einzelnen Staaten abhängt: In der Uno ist die Abhängigkeit im sogenannten «Vetorecht» der Grossmächte sogar förmlich verankert; die Bemühungen um eine Abrüstung scheitern bekanntlich immer wieder am Argwohn der einzelnen Staaten; der Erfolg diplomatischen Verhandelns hängt vom Willen der einzelnen Verhandlungspartner ab; das System der strategischen Abschreckung bezieht sich ebenfalls allein auf die einander gegenüberstehenden Partner.

Etwas Übergeordnetes dagegen fehlt; es fehlt etwas, das, um mit Carl Friedrich von Weizsäcker zu sprechen, die internationale Politik zur «Weltinnenpolitik» macht, und es zeichnet sich leider auch keine Entwicklung ab, die in diese Richtung führen würde. Solange sich das internationale System in diesem Zustand befindet, bleibt der einzelnen Gemeinschaft freilich im Notfall nur die Waffengewalt und im Normalfall nur die Rückversicherung durch die mögliche Waffengewalt übrig. Oder anders ausgedrückt: So sehr auch die verschiedenen Kräfte, vor allem die Wirtschaft, über den Staat hin ausweisen und ihn in Frage stellen, so sehr gilt nun eben auch einmal die Tatsache, dass in machtpolitisch-strategischer Hinsicht, von den Gegebenheiten des internationalen Systems her, ein unvermeidlicher Druck zum Staat hin besteht. Die Menschen haben also im heutigen, nur rudimentär organisierten – weil ausschliesslich auf dem Willen von Einzelstaaten beruhenden – internationalen System gar keine andere Wahl, als sich in Staaten zu organisieren. Mit dem Staat als der grundlegenden politischen Organisationsform ist folglich vor allem aus diesem Grund auf absehbare Zukunft fest zu rechnen, so sehr man sich auch eine universelle Ordnung wünschen möchte.

Schweizer Monatshefte, 51. Jahrgang, Heft 8, November 1971, S. 558f.

DIE EWIG-GESTRIGEN IN NEUAUFLAGE?

Herbst in Deutschland. Die Rote-Armee-Faktion hat mehrfach zugeschlagen, ihr harter Kern wird erst ein Jahr später verhaftet werden – die Angst geht um in Deutschland. Die Wehrlosigkeit der Weimarer Republik, ihre bis in den Selbstmord aufrechterhaltene «Toleranz» werden von aufgeschreckten Intellektuellen immer wieder beschworen. Dietrich Schindler gehört zu diesen Mahnern.

Dietrich Schindler: GRENZEN DER TOLERANZ

Dietrich Schindler, geboren 1924, war von 1964 bis 1989 Professor für Völkerrecht, Europarecht, Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Zürich, seither Honorarprofessor. 1958 bis 1968 gehörte er der Redaktion der «Schweizer Monatshefte» an. Er ist weiterhin Mitglied des Vorstandes der «Schweizer Monatshefte».

Soll Toleranz auch jenen gegenüber geübt werden, deren Ziel es ist, die freiheitlich demokratische Grundlage unseres Staates zu zerstören? Diese Frage stellt sich seit einiger Zeit im Hinblick auf Gruppen und Personen, die be zwecken, unsere «spätkapitalistische» Gesellschaft mit ihrem «faschistischen» Charakter in eine imaginäre «sozialistische» zu verwandeln.

Die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und dem Faschismus führten zur Erkenntnis, dass jenen Personen und Gruppen, welche die Freiheit zum Kampf gegen die freiheitlich demokratische Ordnung missbrauchen, kein Anspruch auf die Freiheitsrechte gewährt werden darf. Die Bundesrepublik Deutschland hat 1949 diesen Grundsatz in Artikel 18 ihres Grundgesetzes verankert und damit die im Interesse der Freiheit gebotenen Schranken der Toleranz gesteckt. Eine entsprechende Bestimmung wurde in die Europäische Menschenrechtskonvention aufgenommen. Dieser Grundsatz ist in neuerer Zeit teilweise in Vergessenheit geraten. Wenn es auch von Vorteil sein kann, extremistischen Gruppen die Möglichkeit zu belassen, sich in Freiheit zu manifestieren, um sich auf diese Weise selbst totzulaufen, hat solche Toleranz doch ihre Grenzen.

Verschiedene Faktoren sind für das Missverständnis der Toleranz verantwortlich:

Einmal wissen wir, dass auf zahlreichen Gebieten Reformen nötig sind. Im Bestreben, ihnen keine Hindernisse in den Weg zu legen, dulden wir alles und übersehen, dass die Umtriebe der Extremisten nicht zu Reformen, sondern zur Anarchie und zum Nihilismus führen.

Viele unterschätzen die Bedeutung der extremistischen Gruppen, da diese vorwiegend von Jugendlichen gebildet sind und den Eindruck einer vorübergehenden Verirrung erwecken. Man begegnet ihnen mit grösster Nachsicht. Dabei wird nicht bedacht, dass die Tolerierung fortdauernder Verstösse gegen unsere Ordnung, das Vertrauen in diese Ordnung zerstört.

Ein wachsender Fatalismus schliesslich begünstigt die falsch verstandene Toleranz. Typisch ist der Ausspruch: «Wenn sie einen kommunistischen Staat haben wollen, sollen sie ihn haben.» Es sollte stets in Erinnerung behalten werden, dass mehrere Generationen nötig sind, um Ordnungen aufzubauen, kurze Zeit aber genügt, um sie zu zerstören.

Es ist Zeit, sich der Erfahrungen zu erinnern, welche der Nationalsozialismus und Faschismus uns gelehrt haben.

Schweizer Monatshefte, 51. Jahrgang, Heft 7, Oktober 1971, S. 456



Demonstration am Helvetiaplatz in Zürich, 1968. Quelle: Sonderfall Schweiz, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1992.

ERBARMEN KENNT SAMUEL BECKETTS WELT NICHT

1970 – ein denkwürdiges Jahr Literatur: «*Mercier et Camier*», Samuel Becketts erster direkt auf französisch geschriebener Roman, erscheint. Die beiden Clochards suchen das Erbarmen am Himmel zu finden, als könne die Luft es tragen. Tatsächlich klammern sich Mercier und Camier an clownesken Dialogen fest, weil ihnen die Dinge des Lebens schon lange abhanden gekommen sind. Wer loslässt, das wissen beide, hat auch den Weggefährten für immer verloren. Radikaler, trauriger war Beckett nie. Gerda Zeltner, die grosse Vermittlerin der modernen französischen Literatur im deutschsprachigen Raum, leuchtet anhand dieses Romans die Kraftfelder von Becketts Gesamtwerk aus.

Gerda Zeltner: STILÜBUNGEN GEGEN DEN TOD

Gerda Zeltner,
geboren in Zürich,
Studium der Romanistik
in Zürich, Rom, Paris.
Promotion über Pierre
Corneille. Literatur-
kritische Beiträge an
Zeitschriften, Zeitun-
gen, Rundfunk in
Deutschland, Schweiz,
Frankreich. Mitarbeit
an der «*NZZ*» für neue
französische Literatur.
Buchveröffentlichungen:
*Das Wagnis des französi-
schen Gegegenwarts-
romans*, 1960; *Die eigen-
mächtige Sprache*, 1965;
Beim Wort genommen,
1973; *Im Augenblick der
Gegenwart*, 1974;
Das Ich ohne Gewähr,
1980; *Ästhetik der
Abweichung*, 1995.

(...) Was aber Beckett mit seinem Satz vom Erbarmen sagt, ist die Tatsache, dass heute die Verbindung zwischen dem Inneren des Bewusstseins und der Außenwelt abgebrochen ist und damit auch die symbolische Ausdrucks- oder Leseweise unmöglich wurde. «*Honni soit qui symboles y voit*», lautet der letzte Satz von «*Watt*». Und wenn dieses Wort natürlich den Leser nun gerade einlädt, nach Symbolen zu suchen, fordert er doch auf, diese am Ende wieder zu verwerfen. Die eigentliche Situation von Becketts Menschen – die natürlich nicht nur «seine» Menschen sind – soll nicht mit einer Lüge verdeckt werden. Es dürfen keine Verbindungen vorgetäuscht werden, wo doch mit allem die Verlassenheit anzuklagen ist und die Kluft zwischen dem Menschen und seiner Umwelt. «*Wir leben in einer beinahe rasend gewordenen Welt, die uns von allen Seiten anfällt*», sagt Michel Butor. Wir brauchen nur auf die Strasse zu gehen und haben ein Muster davon. Das technische Zeitalter hat unseren Lebensraum ins Gesichtlose, Feindliche und Aggressive entfremdet. Wollte man Becketts Ausspruch in vielleicht unerlaubter Weise zuspitzen, könnte man sagen, es gebe in unseren Städten wirklich keine Luft mehr, die ein Erbarmen zu tragen vermöchte, da sie ja mit Abgasen schon übervoll ist. Das soll nicht heißen, Beckett treibe Zeitkritik; was aber bei ihm im Horizont des Ewigen erscheint, ist dennoch die Situation des heutigen Menschen.

Feststeht, der Satz vom Erbarmen ist ein clownesker Satz. Um derweise in die Luft zu gucken, das in ihr liegende Erbarmen zu suchen und es natürlich nicht zu finden, braucht es den Clown. Auch Becketts Clown ist eine – spielfähige – Chiffre für das Nichts.

In diesen paradoxen Strukturen liegt endlich auch der Grund, weshalb Merciers und Camiers rührende und heldenhafte Veranstaltungen gegen das Verkommen im Unartikulierten auf die Dauer nicht tragen können. Es sind Scheinprozeduren, welche die Ruinenwüste zwar hinauszögern, die Bedrohung jedoch nur um so deutlicher werden lassen.

Sie tun es nicht umsonst. Der Wert der Sprachübung bleibt. Denn der stilisierte Dialog der beiden Clochards steht am Eingang zu Becketts ganzem dramatischen Schaffen. Hier wird erstmals der präzise, lakonische und doppeldeutige Wortwechsel versucht, der über die Rampe zu tragen vermag. Und wer wollte leugnen, dass die Hinwendung zur Bühne mit ihrem Anspruch auf Sichtbarkeit und Struktur nicht auch eine Vorkehrung gegen das Verdämmern im Kontur- und Namenlosen sein könnte? (...)

Schweizer Monatshefte, 51. Jahrgang, Heft 3, Juni 1971, S. 191ff.

ES GIBT KEINEN ERSATZ FÜR WIRKLICHE KONKURRENZ

In der Wirtschaftspolitik kommt es besonders häufig vor, dass für populäre, an sich vernünftige Ziele Mittel eingesetzt werden, die nicht nur untauglich sind, sondern kontraproduktiv. Es gehört zu den wichtigsten und vornehmsten Aufgaben wirtschaftswissenschaftlicher Publizistik, solche Zusammenhänge zu klären und vor gefährlichen Illusionen zu warnen. Gottfried Haberler unternimmt dies im Rahmen eines Aufsatzes über den Zusammenhang von Arbeitsmarkt und Inflation. Als konkretes Beispiel dienen ihm die heute im europäischen Rahmen wieder diskutierten «Lohnrichtlinien».

Gottfried Haberler: SIND WIR ZU EWIGER INFLATION VERDAMMT?

Gottfried Haberler,
1900 bei Wien geboren,
gestorben 1995; lehrte
von 1928 bis 1936 an
der Universität Wien;
von 1936 bis 1971 Pro-
fessor für internationale
Wirtschaftstheorie in
Harvard. Haberler gehört
zu den prominentesten
Spezialisten auf dem
Gebiet der Währungs-
politik. Zu den Ehrungen
zählen u.a. der Bernhard
Harms-Preis (1974),
Antonio Feltrinelli-Preis
(1981). Ausgewählte
Werke: *Der Internatio-
nale Handel* (1933),
*Economic Growth and
Stability* (1974).

(...) Die Lohnleitlinien versuchen also, den Zustand, der sich in einer reibungslosen Konkurrenzwirtschaft einstellen würde, in unserem von Gewerkschaften monopolisierten Arbeitsmarkt herbeizuführen. Das ist ein durchaus läbliches und vernünftiges Ziel.

Das Mittel ist jedoch völlig ungeeignet, weil der Durchschnittslohn als solcher in einer individualistischen Wirtschaft nicht direkt dekretiert oder direkt manipuliert werden kann. (...)

Die Folge wäre eine kumulative Beeinträchtigung der rationalen Verteilung der Produktionsmittel, Verzögerung der Erhöhung der Produktivität und Verlangsamung des Wirtschaftswachstums. Es müssten daher mehr und mehr Ausnahmen von der Regel der gleichmässigen Erhöhung aller Löhne gemacht werden, und die Politik der Lohnrichtlinien würde sehr rasch in den Sumpf allgemeiner detaillierter Lohn- und Preiskontrollen führen. Denn Lohnkontrollen ohne Preiskontrollen sind politisch unmöglich. Die Erfahrung hat diese Behauptung immer wieder bestätigt. Wo immer die Politik der Lohnleitlinien oder Einkommenspolitik ernsthaft versucht wurde, ist sie rasch versandet und versumpft.

Es gibt eben keinen synthetischen, künstlichen Ersatz für wirkliche Konkurrenz. Wenn es nicht gelingt, die Monopolstellung der Gewerkschaften am Arbeitsmarkt zu beseitigen oder zumindest stark zu vermindern und ein Mindestmass von Konkurrenz sicherzustellen, so muss ein gewisses Ausmass an Arbeitslosigkeit sowie von Lohn- und Preisverzerungen in Kauf genommen werden, und jeder Versuch, diesem Übelstand durch Inflation beizukommen, ist auf die Dauer – und zwar auf relevante, verhältnismässig kurze Dauer – zum Scheitern verurteilt. Wie man den Missbrauch der Monopolgewalt der Gewerkschaften verhindern kann, ist allerdings ein Problem, das noch in keinem demokratischen Land zur vollen Zufriedenheit gelöst wurde. (...)



Rembrandt Harmensz van Rijn, 1606-1669.
Der Geldwechsler. Gemäldegalerie Berlin.
Staatliche Museen, Preussischer Kulturbesitz.

DIE MORALISCHE VERANTWORTLICHKEIT DES WISSENSCHAFTLERS

Angesichts der atomaren Bedrohung, die ein Oppenheimer nicht hatte ahnen können, angesichts zweier bis auf die Zähne bewaffneter Blöcke, deren Existenz, simpel gesehen, auf ein paar Bänden bedrucktem Papier eines wirtschaftswissenschaftlich interessierten Philosophen beruhen, denkt Karl Popper in einem 1968 vor dem Internationalen Philosophenkongress in Wien gehaltenen Referat, das in den «Monatsheften» zum ersten Mal abgedruckt wurde, über die neue prinzipielle Verantwortung der Wissenschaft nach.

Karl Popper: EINE OBJEKTIVE THEORIE DES HISTORISCHEN VERSTEHENS

Sir Karl Popper,
1902 in Wien geboren,
gestorben 1994. Popper
wurde 1946 Professor
für Logik und Wissen-
schaftstheorie an der
London School of Econo-
mics. Er gilt als Begrün-
der des kritischen
Rationalismus. – Werke
u. a.: *Logik der For-
schung* (1934), *Die
offene Gesellschaft und
ihre Feinde* (1957), *Das
Ich und sein Gehirn* (mit
J. C. Eccles, 1977).

Man darf wohl sagen, dass das Problem der moralischen Verantwortlichkeit des Wissenschaftlers heute mehr als früher einen jeden von uns angeht; heutzutage sind nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch alle anderen Wissenschaften anwendbar. Es gab einmal eine Zeit – und sie liegt nur etwa vierzig Jahre zurück –, in der der reine Naturwissenschaftler oder der reine Geisteswissenschaftler nur eine moralische Verantwortung hatte, die hinausging über die Verantwortungen, die wir alle haben: die Verantwortung nämlich, nach der Wahrheit zu suchen. (...)

Diese glücklichen Zeiten gehören der Vergangenheit an. Heute kann nicht nur alle reine Naturwissenschaft zur angewandten Naturwissenschaft werden, sondern sogar alle Wissenschaft, von der Logik bis zur Urgeschichte. (...)

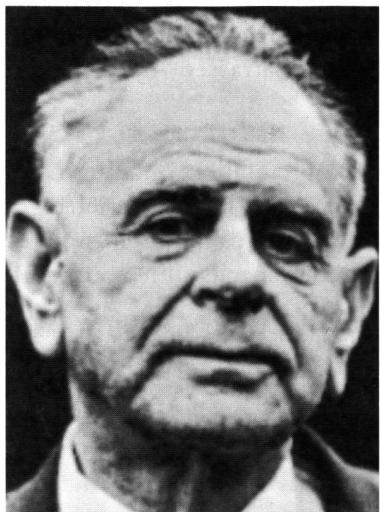
Absolute Loyalität schuldet er [der Studierende] weder seinem Lehrer noch seinen Kollegen, sondern nur der Menschheit. Man kann die Stellung jedes Wissenschaftlers, ja jedes Intellektuellen mit der des Arztes vergleichen, der verpflichtet ist, den ihm anvertrauten Patienten nach bestem Wissen und Gewissen zu helfen. (...)

Nur Naturwissenschaftler können beispielsweise die Gefahren des Bevölkerungswachstums voraussehen oder die des zunehmenden Verbrauchs von Erdölprodukten oder der für friedliche Zwecke verwendeten Atomenergie (wegen des sich häufenden Atommülls). Wissen sie auch genug darüber? Sind sie sich namentlich der Grösse ihrer Verantwortung bewusst? Einige unter ihnen zeigen sich der Aufgabe gewachsen, andere nicht, so scheint es. Manche sind wohl zu sehr mit konkreten Aufgaben beschäftigt; andere geben sich vielleicht ganz einfach nicht genügend Rechenschaft. Aus diesem oder jenem Grunde scheint es niemand als seine Aufgabe zu betrachten, sich zum Beispiel um die ungewollten Auswirkungen der bedenkelos vorangetriebenen technischen Entwicklung zu kümmern. Die Möglichkeiten der praktischen Anwendung naturwissenschaftlicher Kenntnisse sind betörend. Obgleich schon viele Leute daran gezweifelt haben, ob uns der technische Fortschritt in allen Fällen wirklich glücklicher mache, halten es doch nur wenige für ihre Pflicht, herauszufinden, wie viele vermeidbare neue Leiden die zwar ungewollten, aber oft unvermeidlichen Folgen des technischen Fortschrittes mit sich bringen.

Das Problem der ungewollten Folgen unserer Handlungen – Folgen, die nicht nur unbeabsichtigt, sondern oft auch nur schwer vorauszusehen sind – ist das grundsätzliche Problem des Sozialwissenschaftlers.

Da sich der Wissenschaftler nun einmal unentwirrbar in die Anwendung seiner Wissenschaft verwickelt hat, so sollte er darin eine seiner besonderen Verpflichtungen sehen, die ungewollten Folgen seiner Tätigkeit so weit als möglich vorauszusehen. Dann kann er, bevor es zu spät ist, die Aufmerksamkeit auf jene ungewollten Folgen lenken, die wir vermeiden müssen.

Sir Karl Popper



Schweizer Monatshefte, 50. Jahrgang, Heft 7, Oktober 1970, S. 561ff.

«ES GIBT 'NEN TREND ZUM GROSSBETRIEB HEUTE...»

Immer wieder bieten die «Schweizer Monatshefte» Schriftstellern ein Forum für noch unveröffentlichte Texte an. Unter dem Titel «Schweizer Autoren» erschienen 1969 als Vorabdruck Proben aus dem Werk dreier (damals) junger Berner Autoren. Gerhard Meier ist einer der Lyriker, auf deren Schaffen in dieser Form hingewiesen werden soll. 10 Jahre zuvor waren seine ersten Gedichte herausgekommen.

Gerhard Meier: DAS GRAS STEHT WIEDER AUF

Gerhard Meier,
1917 in Niederbipp
geboren. Arbeiter, An-
gestellter, Autodidakt.
Seit 1970 freier Schrift-
steller: Lyriker und
Erzähler. – Werke u.a.:
*Es regnet in meinem
Dorf* (1971), *Die Toten-
insel* (1979), *Borodino*
(1982), *Die Ballade
vom Schneien* (1985),
Bauer und Bindschädler
(1987), *Das dunkle Fest
des Lebens* (mit Werner
Morlang, 1995).

Briefträger, in Katastrophenfällen plaudern sie aus der Zeitung. Die Strassen, wenn immer möglich, drücken sich um die Hügel. Die Leute, von Notdurft und Wollust umgetrieben, vertreiben die Zeit.

Im Herbst liegen die Flüsse bloss, und die Uhren drehen träger, und es gibt mehr Häuser mit steilen Dachstühlen jetzt, und in Dachstühlen gibt es den Hausbock doch. Über die Zäune schwingen Goldruten.

Wie pathetisch die Gegend sich gibt, wenn nach Regentagen Ostwind aufkommt, und in Gärten, alten natürlich, farbige Glaskugeln auf Pfählen die Welt wiedergeben in seltsamer Verzerrung.

Es gibt 'nen Trend zum Grossbetrieb heute (Konsum, Migros, Suhrkamp), und was schon gross ist, schliesst sich zu noch grösserem zusammen. Vereinzelt gibts einzige schwarze Madonnen noch.

Das Gras steht wieder auf

wenn nach Regentagen Ostwind aufkommt die Leute von Notdurft und Wollust umgetrieben die Welt wiedergeben in seltsamer Verzerrung die Uhren träger drehen und die Flüsse

vertreiben die Zeit es gibt 'nen Trend zum Grossbetrieb heute und in Gärten alten natürlich farbige Glaskugeln auf Pfählen und in Dachstühlen gibt es den Hausbock doch wenn immer möglich Konsum

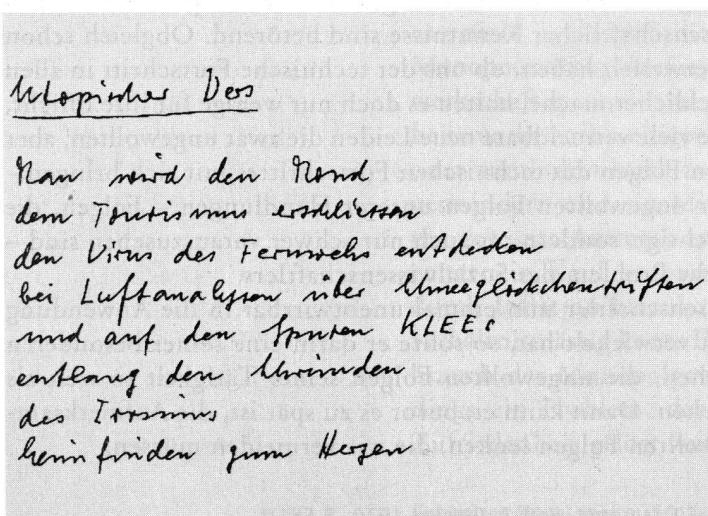
Migros Suhrkamp und was schon gross ist im Herbst schliesst sich zu noch grösserem zusammen (wie pathetisch die Gegend sich gibt) vereinzelt gibts einzige die Strassen noch liegen schwarze Madonnen

bloss in Katastrophenfällen plaudern sie über die Zäune schwingen Goldruten Briefträger drücken sich um die Hügel aus der Zeitung gibt es mehr Häuser mit steilen Dachstühlen jetzt und

das Gras steht wieder auf

Schweizer Monatshefte, 49. Jahrgang, Heft 7, Oktober 1969,
S. 657f.

Faksimile eines Gedichts von Gerhard Meier. Quelle: Lexikon der Schweizer Literaturen, Lenos, Basel 1991.



MARKTWIRTSCHAFT: URSPRUNG UND ZIEL FREIHEITLICHER LEBENSFORMEN

Ludwig Erhard gilt zu recht als Animator und Promotor des «deutschen Wirtschaftswunders». Sein Erfolg war eindrücklich und seine Verdienste sind unbestritten, aber sein Projekt einer freien Wirtschaftsgesellschaft ist den sozial- und wirtschaftspolitischen Kompromissen zum Opfer gefallen. Die Marktwirtschaft ist und bleibt auf ein Lebensgefühl angewiesen, das Freiheit mit Verantwortung verbindet. Das Soziale an der Marktwirtschaft wird gerade nicht durch Schranken und Interventionen an sie herangetragen oder angefügt, es liegt in ihrem freiheitlichen Kern selbst.

Ludwig Erhard: MARKTWIRTSCHAFT UND INDIVIDUELLE FREIHEIT

Ludwig Erhard,
geboren 1897 in der
Fürth, gestorben 1977.
Studium der Volks- und
Betriebswirtschaft.
Erhard bereitete die
Währungsreform von
1948 vor und wurde der
«Vater des Wirtschafts-
wunders». Er setzte das
Konzept der sozialen
Marktwirtschaft durch.
Abgeordneter, Wirt-
schaftsminister der
BRD, 1963 Nachfolger
Adenauers als Bundes-
kanzler. Rücktritt 1966.

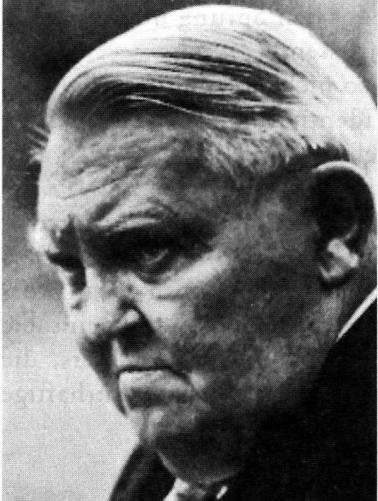
(...) Mir genügt also ein bloss formales Bekenntnis zur Marktwirtschaft nicht mehr, wenn es nicht mit einer glaubhaften Treue zu freiheitlichen Lebensformen gepaart ist. Wer mit wachen Sinnen das Zeitgeschehen aufnimmt, kann doch gar nicht an der Wahrnehmung vorbeigehen, dass unsere gesellschaftliche Entwicklung und die Formen unseres Zusammenlebens immer mehr kollektivistische Züge annehmen. Schon scheint es in einem falschen Fatalismus als fast selbstverständlich betrachtet und auch geglaubt zu werden, dass der einzelne – der auf sich selbst gestellte freiheitsbewusste Staatsbürger – gar nicht mehr in der Lage wäre, für seine Existenz und seine Lebenssicherung einzustehen, sondern dass sein Schicksal dem Staat oder mächtigen Kollektiven überantwortet werden sollte, wenn nicht sogar müsste. (...)

Die Sozialisten entdeckten ihre Liebe zur Marktwirtschaft erst dann, als ihnen bewusst geworden war, dass ihre Vorstellungen einer Zentralverwaltungswirtschaft nicht nur keinen Widerhall mehr fanden, sondern immer heftigerer Ablehnung begegneten. Sie bedienten sich dabei des aus ihrer Sicht nicht ungeschickten Tricks, das innerste Wesen der Marktwirtschaft als einer ordnungspolitischen, aber auch sittlich fundierten Gesellschaftsvorstellung auf einen rein mechanischen Wirtschaftsablauf zu reduzieren. Aus Not und Zwang bekannten sie sich schliesslich mit Weh und Ach zur Anerkennung der Funktion des Marktes, ja mit Einschränkungen auch zu einer besseren Würdigung des Ordnungselements, des Wettbewerbs und der freien Preisbildung.

Aber jenseits dieser Spielregeln nimmt das kollektivistische Denken immer mehr überhand. Die Marktwirtschaftler sozialistischen Geblüts huldigen der Auffassung, dass, wenn man Marktwirtschaft nur als eine technische Funktion verstehe, der den Interesseneinflüssen unterliegende Staat neben eigensüchtigen Zielsetzungen doch zugleich auch über die Möglichkeit verfüge, die ökonomischen, sozialen und wirtschaftspolitischen Daten so zu setzen – oder auch dahin zu verändern –, dass nach dem mechanischen Ablauf des Marktgescbehens dennoch das Ergebnis zustandekäme, das wohl dem Willen des Kollektivs, aber eben nicht mehr dem Lebensgefühl einer freien Wirtschaftsgesellschaft entspricht. (...)

Im übrigen bleibt es eine wichtige Aufgabe, dem penetranten Versuch, die freie Marktwirtschaft, die wir meinen, als abgetan und altmodisch zu charakterisieren und eine andere, rechenhafte Auch-Marktwirtschaft etablieren zu wollen, unseren geistigen und seelischen Widerstand entgegenzusetzen. Gegenüber der klaren Ordnungsvorstellung der freien Marktwirtschaft ist der zweifelhafte Wert des heute so viel gerühmten «Pragmatismus» ins rechte Licht zu rücken. (...)

Schweizer Monatshefte, 49. Jahrgang, Heft 3, Juni 1969, S.259ff.



AKTUELLES UND GRUNDSÄTZLICHES

1968 – die Jugend läuft Sturm. «Unrast» heisst denn auch das Thema des Septemberheftes, in dem Hilde Domin ihre Analyse des Verhältnisses von Lyrik und Politik veröffentlicht. «Aufgaben und Möglichkeiten einer Opposition in der Schweiz heute», «L'agitation étudiante en Suisse romande», «Die Unruhe in der deutschen Jugend» und anderswo beschäftigen die Autoren dieser Ausgabe. Kirche und Kultur geraten ins Kreuzfeuer politischer Kritik und Forderungen. Domin, noch nie weltabgewandte Träumerin, erreicht in diesen Jahren den Kulminationspunkt ihrer poetologischen Reflexion.

Hilde Domin: DAS POLITISCHE GEDICHT UND DIE ÖFFENTLICHKEIT

Hilde Domin,
geboren 1912, Studium
der Nationalökonomie,
Soziologie und Philoso-
phie. 1932 Emigration,
seit 1960 in Heidelberg.
Arbeitet als Überset-
zerin, Dozentin, Schrift-
stellerin. Erste Gedichte
1951. Zahllose Preise
und Ehrungen. – Werke
u.a.: Nur eine Rose als
Stütze (1959), Rückkehr
der Schiffe (1961),
Hier (1964).

Hilde Domin. Quelle: Hilde Domin,
Aber die Hoffnung, Piper,
München 1982.



(...) Die Frage der Wirkung von Kunst, ob Gedichte etwas «ändern», ist weit komplizierter.

Skeptischer als Brecht (Lyrik soll die Wirklichkeit verändern), zuversichtlicher als Benn (Lyrik, Kunst, ist folgenlos), frage ich: Handelt es sich zumindest um ein Höherlegen der Schwelle der Manipulierbarkeit? (...)

Wie steht es um die Steigerung des Menschen zu seinen eigenen Möglichkeiten, als Voraussetzung einer menschlicheren Welt?

Um ehrlich zu sein, es steht schlecht. Hat etwa der Lyriker, hat der Lyrikleser zu denen gehört, die sich besonders bewähren, wenn die «Proben» kommen? Widersteht er den geheimen – oder durchaus nicht geheimen – Verführern diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs besser als die meisten? (...)

Die hohe Identität mit sich selbst, die das Gedicht auslöst (beim Schreiben, beim Lesen), ist eine Identität auf Augenblicke. Punktuelle Ekstasen. Derartige Augenblicke tragen ihr Alibi in sich. Die Katharsis, diese Bereinigung zwischen Innen und Aussen, zwischen Wirklichkeit und Gegenwirklichkeit, vollzieht sich in der «Sphäre der Entlastung» (*Gehlen*), ist als solche in der Tat «folgenlos». (...)

Der «Innehaltende» in diesem – auf jeden Fall «produktiven» – Augenblick des Innehaltens, seiner punktuellen Ekstase, ist «herausgetreten» aus Zeit und Aktivität. Obwohl er sich gerade der Wirklichkeit, der Essenz der Wirklichkeit seiner Erfahrung, zuwendet und in diesem Augenblick frei ist von jedem korrumpernden «Interesse», das Tun verhindert oder verbiegt. Doch ist dieser Augenblick der Freiheit kein Augenblick der Tat. (...)

Und doch wird aus dieser Sphäre der «Entlastung», des vom Handeln abgewandten Antriebs heraus, immer erneut auf die Wirklichkeit zugehalten, um des «es soll anders sein» willen, um des Traumbilds dieser Wirklichkeit, das sich täglich mehr entfernt. Dieser sich immer mehr erweiternde Riss zwischen der Realität und ihrer Möglichkeit erzeugt den Sprung und den Vortoss, das Sich-nicht-Abfinden, Sich-nicht-Einpassen. (...)

Die Möglichkeit der Verantwortung wäre also nicht sowohl im Inhalt des Mitgeteilten, sondern im wesentlichen in der Identität des Sich-Zurücknehmens aus der Welt des Funktionierens, auf den archimedischen Punkt ausserhalb dieser Zweckbezogenheiten.

Ob wir etwas «ändern» oder nicht, es geht um die mögliche Verantwortung eines jeden, in einer Zeit, deren wesentliches Erlebnis die Ohnmacht des Einzelnen ist. Um das Paradox des Festhaltens an der unmöglichen Verantwortung. Und vor allem auch um die Verantwortung dessen, der die gemeinsame Erfahrung zu objektivieren hat, um die Verantwortung des Dichters, die «richtigen Namen zu nennen». Um – Mindestforderung – das wahrhaftige Benennen unserer Welt. (...)

Schweizer Monatshefte, 48. Jahrgang, Heft 6, September 1968, S. 626ff.

VERS LE MARCHÉ COMMUN

Auf dem Weg zur europäischen Einigung nach dem Zweiten Weltkrieg treten immer wieder Schwierigkeiten auf: Wie wird verhindert, dass sich Europa zu einer amerikanischen Kolonie degradiert, dass die europäischen Staaten nicht zu einer losen Sammlung neutraler Gebilde ohne politische oder moralische Verpflichtungen werden? fragt in dieser Situation Raymond Aron. Mit den Verträgen von Paris und Rom wurde zwar der Grundstein für Jean Monnets «utopisme pratique» eines vereinten Europas gelegt, doch geblieben ist vor allem die Praxis. Also möge es sich, so Aron, zumindest auf seine einzelstaatlichen Qualitäten besinnen.

Raymond Aron: L'IDÉE EUROPÉENNE

Raymond Aron,
1905 in Paris geboren,
gestorben 1983. Als
Journalist und Soziologe
analysierte er die mo-
derne Industriegesell-
schaft (*Die industrielle
Gesellschaft heisst sein*
Hauptwerk von 1964).
1955 wurde er Profes-
sor an der Sorbonne.

(...) Le contenu de l'unité européenne n'est pas moins incertain que l'exten-
sion de cette unité. S'agit-il de répondre au défi américain pour reprendre une
expression qu'un livre récent a popularisée? Mais, nous l'avons vu, la com-
munauté européenne telle qu'elle fonctionne actuellement, n'entraîne pas
l'action commune, dans l'ordre scientifique ou technique, qui améliorerait les
chances d'une réponse efficace au défi américain. Quel projet politique ani-
merait l'unité européenne? (...)

S'agit-il enfin de culture et non plus de politique ou d'économie? En ce cas, la menace vient moins de l'absence d'unité étatique que de l'influence
qu'exercent les forces jointes de l'industrie et de la technique. L'Europe a dû
sa grandeur à la diversité des nations, elle a failli mourir des guerres entre les
rois et les peuples. Elle ne survivrait pas à des conflits sanglants mais elle
n'a pas besoin, pour survivre, de se constituer en un seul Etat. (...)

Cette Europe ne se condamne pas, pour autant, aux déchirements d'hier.
L'Allemagne, même réunifiée, ne retrouvera pas la puissance qui lui permit,
en 1914 et en 1939, de mener la guerre sur deux fronts. Elle restera inférieure
soit à ses voisins de l'Est, soutenus par l'immense Russie, soit à ses voisins de
l'Ouest, assurés de la garantie américaine. Pour les prochaines décennies, une
Europe d'Etats nationaux a des chances sérieuses de connaître la paix. Recrue
d'épreuves, lassée de vaines ambitions, les Européens veulent la paix avant
tout et se déchargeant sur d'autres des responsabilités de l'ordre mondial. Ils
souhaiteraient probablement sortir de l'histoire, celle qui s'écrit avec la sueur,
le sang et les larmes. (...)

J'en viens du même coup à ma dernière remarque. Repliée sur elle-même,
diversée en Etats nationaux, assoiffée de paix et de confort au balcon de la
grande histoire après tant de vaines tueries, l'Europe a-t-elle encore une
vision, une vocation? (...)

(S)i, par leur style de vie, par la fidélité aux traditions en une époque que
marquent technique et industrialisation, les Européens apportent une con-
tribution originale à la culture mondiale, alors, unis ou non en un Etat, ils
resteront dignes de leur patrie, ils reprendront confiance en eux-mêmes, en
leur capacité de demeurer uniques et irremplaçables.

Schweizer Monatshefte, 48. Jahrgang, Heft 5, August 1968, S. 225 ff.

ARBEIT AM MYTHOS

«Was könnte im Zeitalter der beklemmendsten weltumspannenden Gegensätze und angesichts technischer Möglichkeiten, die diese Konflikte zu einem existenzbedrohenden Gefahrenherd für die Menschheit im ganzen machen, für eine philosophische Reflexion belangvoller sein als die Frage nach der Möglichkeit und den Voraussetzungen des Friedens», fragt Wilhelm Keller einleitend zum Abdruck dreier Vorträge zu diesem Thema in den «Schweizer Monatsheften». Hans Blumenberg hat sich zu dieser Frage geäussert.

Hans Blumenberg: WIRKLICHKEITSBEGRIFF UND STAATSTHEORIE

Hans Blumenberg,
1920 in Lübeck geboren, gestorben 1996.
Professuren für Philosophie an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland.
Initiator und Mitherausgeber des Archivs für Begriffsgeschichte. – Werke u.a.: Arbeit am Mythos (1979), die Lesbarkeit der Welt (1981).

(...) Aber: gibt es keinen anderen Zusammenhang zwischen Norm des Friedens und der Wirklichkeit des Staates als den der Friedlichkeit aus Erschöpfung, aus dem Kalkül der gerade nicht zureichenden Macht und der Ungunst der Gelegenheit? Ist der Wirklichkeitsbezug des Staates – und damit sein Verhältnis zur Norm des Friedens – eine Konstante in der Geschichte und damit für die politische Theorie? Dem nachzugehen, nötigt zu einem Umweg. (...)

Man muss sehen, wie wenig getan wird und getan werden kann, wo es um die grossen politischen Alternativen geht, nicht nur in der Aussenpolitik, sondern auch in der Innenpolitik. Es ist freilich selbst ein politisches Bedürfnis, das Bewusstsein zu erhalten, es könnte viel getan werden, wenn nur dies oder jenes – insbesondere Personen – anders würde. Gelegentlich wird leichtsinnigerweise demonstriert, dass die Reserve des Ganz-Anderen erschöpfbar ist. (...)

Gemessen an dem, was entschieden werden könnte, wird das, was entschieden werden kann, immer mehr reduziert; wenn uns das am Phänotyp der Vorgänge nicht greifbar wird, so liegt dies am Bedarf der modernen Nachrichtenwelt an «Ereignissen», der eher ihren Kapazitäten als den Realitäten entspricht. Schliesslich wird auch die Möglichkeit des Krieges in die «verbale Modalität» übergehen. Es bedeutet nicht, dass an den Krieg als Mittel nicht mehr gedacht wird, wohl aber, dass dieser Gedanke nicht zu Ende gedacht werden kann. Das wäre der schlechte Friede, aber nicht der schlechteste. Nicht der Friede aus Einsicht und Gesinnung, aus der grossen humanen Anstrengung, den zu erwarten, zu fordern und dessen Bedingungen nachzudenken der Mensch nicht aufhören kann, sondern der Friede aus der Sicherheit der Enträuschung und der notwendigen Katastrophe am Versuch seines Gegenstands. Es ist oft genug gesagt worden, dass die hochgradige Empfindlichkeit moderner Strukturen in Versorgung, Verwaltung und Produktion jeden Gedanken an Gewalt auch konventionellster Art abenteuerlich macht. Die Einschränkung dieser Aussage, die man heute noch machen muss, beruht darauf, dass solche Empfindlichkeit der Organisation des alltäglichen Lebens auf der Welt nicht überall erreicht ist und das Risiko der «kleinen Abenteuer» bei geringerer Verletzlichkeit unterschätzbar bleibt. (...)

Die ontologische Depotenzierung des Staates als der «Wirklichkeit der sittlichen Idee», dem gegenüber «das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit als ein Glied desselben» besitzt, ist zwar eine Regel für ein noch zu vollziehendes Umdenken, aber nicht ein solches, das einen neuen Wirklichkeitsbegriff entwirft und den Gang der Dinge gleichsam vorschreibt, sondern das nur die Aporie der Entmachtung der Macht nachvollzieht und vor der falschen Enträuschung bewahrt. (...)

«Das ist kein Traum... die Gefallenen sind dafür gefallen, dass ein verabscheungswürdiger Krieg nicht von neuem beginnt», Frans Masereel.
Quelle: Franz Meyer, Wir wollen frei sein, Sauerländer, Aarau 1974.



Schweizer Monatshefte, 48. Jahrgang, Heft 2, Mai 1968, S.121ff.

ÜBEREINKUNFT IST BESSER ALS GEWALT UND ZWANG

Die oft blindwütige Auflehnung der 68er gegen das Establishment hatte den etablierten Staat und die mit ihm verfilzte Wirtschaft im Visier. Die Diskussionen wurden nach dem Schema von «gut» und «böse» geführt, und Kapitalismus und Marktwirtschaft wurden dem Bösen zugerechnet. Marktwirtschaft beruht ihrem Wesen nach auf «Vielfalt und Wahl» und ermöglicht Freiheit im Sinn von Selbstbestimmung, Spontaneität und Übereinkommen. Sie ist damit ein Gegenprinzip zum Zwang im totalen Staat.

Ludwig von Mises: WIRTSCHAFT UND STAAT

Ludwig von Mises, geboren 1881 in Lemberg (Österreich), gestorben 1973. Von Mises ist einer der bedeutendsten Nationalökonomen und Gesellschaftstheoretiker seiner Zeit. Von Mises lehrte an der Universität von Wien, leitete als Ökonom die Wiener Handelskammer (1909–1935) und unterrichtete in seinem bekannten Privatseminar. 1935 wurde er nach Genf berufen. Von 1940–1945 arbeitete er am National Bureau of Economic Research in New York, danach bis 1969 an der Universität New York. Zu seinen Hauptwerken zählt Nationalökonomie – Theorie des Handelns und Wirtschaftens (engl. Erstausgabe 1949).

(...) Es ist kein Zufall, wenn die sozialistischen Autoren den Kapitalismus als «Produktionsanarchie» anprangerten und die Übertragung aller Autorität und Macht auf die «Gesellschaft» forderten. Entweder ist es dem Menschen freigestellt, nach seinem eigenen Plan zu leben, oder er wird gezwungen, sich bedingungslos dem Plan des Götzen «Staat» unterzuordnen.

Es ist weiter nicht von Belang, wenn sich die Sozialisten heute als «Linke» bezeichnen und die Verteidiger einer begrenzten Staatsgewalt und der Marktwirtschaft als «Rechte» abtun. Die Bezeichnungen «links» und «rechts» haben jede politische Bedeutung verloren. Der einzige bedeutsame Unterschied besteht zwischen den Verteidigern der Marktwirtschaft und einer entsprechend beschränkten Staatsgewalt einerseits und den Befürwortern des totalen Staates anderseits.

Zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte besteht vollständiges Einverständnis zwischen der Mehrheit der sogenannten «Intellektuellen» und der grossen Mehrheit der andern Bevölkerungsklassen und -gruppen. Sie alle rufen leidenschaftlich und heftig nach Planung, mit andern Worten, nach ihrer eigenen totalen Versklavung.

Das Hauptmerkmal der kapitalistischen Gesellschaft besteht im Wirkungskreis, den sie der Initiative und der Verantwortung ihrer Glieder überlässt. Der einzelne ist frei und unabhängig, solange er bei der Verfolgung seiner eigenen Ziele die Freiheit seiner Mitbürger nicht beeinträchtigt. Auf dem Markt ist er als Konsument souverän. Im politischen Bereich ist er Stimmänger und nimmt als solcher an der Gesetzgebung teil. Politische Demokratie und Marktdemokratie sind voneinander abhängig. In der marxistischen Terminologie ausgedrückt heisst das: Die parlamentarische Regierung ist der Überbau der Marktwirtschaft wie Despotismus der Überbau des Sozialismus. Die Marktwirtschaft ist nicht bloss eines der denkbaren und möglichen Systeme menschlicher Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet. Nur sie erlaubt es, dem Menschen ein Produktionssystem einzurichten, das unerschütterlich die beste und billigste Versorgung der Verbraucher herbeiführt.

Schweizer Monatshefte, 48. Jahrgang, Heft 1, April 1968, S. 13ff.



Titelphoto der Biographie von Margit von Mises, «Ludwig von Mises. Der Mensch und sein Werk», Philosophia, München 1981.

«DAS HERRLICHE INBEGRIFFENSEIN»

«Es mag sich empfehlen, dass ein Schriftsteller eine literarische Betrachtung mit sich selbst beginne. Genau besehen und wenn man ehrlich ist, was ja auf dasselbe hinausläuft, kann man ja gar nicht anders.» Drei Jahre vor seinem Tod hält der 71jährige eine humorvolle Rückschau auf die Irrtümer, Umwege und Buschpfade, die er – wie jeder Autor – im Laufe seines Schaffens begehen musste.

Johannes Urzidil: DER AUTOR ALS SELBSTKRITIKER

Johannes Urzidil,
1896 in Prag geboren,
1970 in Rom gestorben.
Freundschaft mit Kafka
und Werfel. 1939
Emigration nach Gross-
britannien, 1941 nach
New York. Lyriker,
Erzähler und Essayist.
Der Traummantel (1945),
Goethe in Böhmen
(1962), Da geht Kafka
(1965).

(...) Bis heute, nach einem halben Jahrhundert des Schreibens und Veröffentlichen, weiß ich noch immer nicht, ob ich eigentlich aus Stärke oder aus Schwäche produziere. Man könnte antworten: Zerbrich dir mit solcher psychologischer Tüftelei nicht den Kopf. Du produzierst, und damit basta. Aber es wäre freilich schmeichelhaft, die Stärke anzunehmen. Ein verworrender Jugendfreund, dessen Äusseres schon dazumal alle Beatniks der sublunaren Welt vorweggenommen hatte, wie der Expressionismus alle Absurditäten von heute, versuchte mich mit der tückischen Formel zu trösten: «Schau Johannes, du hast eine verborgene Kraft, die deine immanente Schwäche vermöge der Produktion dauernd überwindet.»

Der Selbstkritik übende Autor muss auch in Anschlag bringen, dass nicht nur er das Werk schafft, sondern das Werk auch ihn und dass er auch in dieser Beziehung keine statische Erscheinung ist, sondern aus jedem Schaffensprozess vollkommen verändert hervorgeht. Ein vielleicht jahrelanges Zusammenleben mit einem Werk, von dessen frühestem Impuls und erster Vision durch die Realisierungen aller Entwicklungsstufen, verwandelt notwendigerweise den Autor, und es kann sein, dass am Ende nicht er das Werk objektivieren und kritisch werten kann, sondern das Werk kritisiert ihn.

Wenn das Gefühl des Autors, er sei eine winzige Welle im unabsehbaren Ozean der Literatur, eine minutiöse Schaumblase sogar nur auf dem Gischt der sich überschlagenden Welle, etwas Beängstigendes enthalten mag, so hat es zugleich auch etwas Tröstliches. Denn es ist ja nicht nur Vergehendes, sondern auch Bleibendes darin enthalten, das Immerwiederkehrende der dennoch immer neuen Welle, der immerwiederkehrende und doch immer neue Gischt, das herrliche Inbegriffensein in ein Ewiges und Elementares. Ich vergehe nicht, denn das Ganze vergeht nicht. Non omnis moriar! Die grösste, ewige Sehnsucht der Menschen, die für sie von ihren Dichtern erfüllt wird.

Wer sich durch viele Jahre seines Lebens dem Publikum stellte, der hat freilich erfahren, dass die Bedeutung seiner Leistung zu erheblichem Teil durch das Vertrauen bezeichnet wurde, das man ihm entgegenbrachte, so dass nicht nur das zunächst vielleicht Unverständliche entgegengenommen, anerkannt und am Ende verstanden wurde, sondern dass er sich dem Vertrauen der Hörer oder Leser gelegentlich auch mit einem Irrtum ausliefern durfte, keinesfalls aber mit einer Täuschung. Wenn man nicht glaubt, wem man die Redlichkeit der Impulse und Visionen nicht zutraut, der mag die glanzvollsten Erkenntnisse verkünden und die brillantesten Romane schreiben: Es wird nichts fruchten.

Die selbstkritische Grundfrage des Autors ist also: Bin ich so vertrauenswürdig und mit meinen Visionen so einig, dass von allen, die da schreiben, einzigt ich allein sie in meiner Sprache festhalten kann, darf und soll?

Schweizer Monatshefte, 47. Jahrgang, Heft 12, 1967, S. 1173ff.



HEGELS POLITISCHE ANTITHETIK

«Unter den grossen Philosophen des 18. und 19. Jahrhunderts ist Hegel (1770–1831) wohl der aktuellste und zugleich umstrittenste. Da sich Hegel Zeit seines Lebens mit den Ordnungsproblemen von Staat und Gesellschaft auseinandersetzte, stand sein Werk immer in Gefahr, zum Spielball der politischen Ideologien zu werden. Dieser Politisierung leistete Hegels Gedankenwelt nicht nur durch ihre tiefgründige Vielschichtigkeit, sondern auch durch eine genuine Vieldeutigkeit Vorschub.» So führt die Redaktion in den 1966 vor der «Internationalen Hegel-Gesellschaft» gehaltenen Vortrag Lübbes ein, der dem Geheimnis der «vermittelnden Kraft» dieses letzten universalen, von festem Glauben getragenen Systems nachspürt.

Hermann Lübbe: HEGELS KRITIK DER POLITISIERTEN GESELLSCHAFT

Hermann Lübbe,
1926 in Aurich geboren;
Studium der Philosophie.
Verschiedene Professuren für Philosophie
und politische Theorie.
Staatssekretär in Nordrheinwestfalen. Seit 1971
bis zu seiner Emeritierung an der Universität
Zürich. Seine Essays
wurden zusammengefasst
in «Freiheit statt Emanzipationszwang». Autor
vieler Monographien zu
politischer Philosophie
und Kulturtheorie.



Hermann Lübbe.
Quelle: privat.



Georg Wilhelm Friedrich
Hegel (1770–1831).
Quelle: Klassiker der
Philosophie II, Beck,
München 1981.

Hegels politische Antithetik bedarf einer Erklärung. Wieso herrscht einerseits das Pathos der Freiheiten der bürgerlichen Gesellschaft, andererseits aber der Grundsatz, diese Freiheiten durch ständische Organisation der bürgerlichen Untertanen-Gesellschaft zu brechen? Wieso wird die Presse einerseits als Medium der in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlichen öffentlichen Meinung anerkannt, andererseits aber an die Kette einer obrigkeitlichen Zensur gelegt? Wieso heisst der «Wille des Volkes» einerseits ein «grosses Wort», das «zu entweihen» man sich zu hüten hätte, andererseits aber eine Grösse, in Beziehung auf die der Staat die Funktion hat zu verhindern, dass sie politische Gewalt bekommt?

Angesichts solcher Fragen hilft evidenterweise das eingangs erwähnte hermeneutische Prinzip der Unterstellung pluralistischer Fülle nicht weiter. Hegel hat hier nicht vieles bringen wollen, um manchen etwas zu bringen. Das geschilderte Einerseits-Andererseits ist politisch gezielt. Es entspricht einer dezidierten politischen Position, und zwar einer Position, die sich Hegel als Lösung eines politischen Problems ergeben hat, das durch den Verlauf der Französischen Revolution gestellt und ad oculos demonstriert worden war. Hegels Rechtsphilosophie ist als politische Philosophie Antwort auf die Frage, wie sich die politische Emanzipation des Menschen, die Freiheit des Menschen als Glied der bürgerlichen Gesellschaft verwirklichen und zugleich sich die unvermittelte Politisierung dieser Gesellschaft verhindern lässt. Und Hegels Antwort ist, dass die durch die politische Emanzipation der bürgerlichen Gesellschaft befreite potentielle politische Gewalt dieser Gesellschaft nur konstitutionell vermittelt, institutionell, näherhin «ständisch» gebrochen wirksam werden darf.

Dabei ist Hegels politisches Denken nicht einmal in erster Linie von der Furcht vor gewalttätiger Aktion der Massen bewegt, die bloss brutal und insofern eigentlich unpolitisch ist. Hegels Kritik der politisierten Gesellschaft richtet sich spezieller gegen jene Politisierung der Gesellschaft, die durch die Politisierung des Privatesten und Innerlichsten geschieht, nämlich durch die Politisierung der Tugend und der Gesinnung. Diese Politisierung der Moral ist nach Hegel die zwangsläufige Folge des Versuchs, den Willen des Staates mit dem allgemeinen Willen der Gesellschaft vermittelungslos zu identifizieren. Die Gesellschaft – das ist die Menge der Einzelnen, Individuen und Gruppen, in der Besonderheit ihrer Interessen und Absichten. Soll der Staatswille unmittelbar allgemeiner Wille eben dieser Gesellschaft sein, so ist seine Existenz theoretisch einzige als Gesellschaftsvertragswille denkbar, und praktisch existiert er als öffentlich waltender Enthusiasmus der Tugend, die jeden Einzelnen in seiner Gesinnung, das heisst ohne institutionelle Vermittlung aufs Allgemeine verpflichtet.

Schweizer Monatshefte, 47. Jahrgang, Heft 3, Juni 1967, S.237ff.

EINE ANTRITTSVORLESUNG IN ZÜRICH (1966)

«Das vergleichende Studium der europäischen Romantik steht noch in den Anfängen», stellt der Literaturtheoretiker Paul de Man 1966 fest, der sich als Zerstörer und Erneuerer, als «Dekonstruktivist» auf der ganzen Welt einen Namen machen wird. In der Romantik liegt für ihn ein Schlüssel zu unserer heutigen Welterfahrung: Die Erfahrung der zeitlichen Beziehung zwischen dem Akt und seiner Deutung versteht De Man als Grunderfahrung des romantischen Autors wie seines Interpreten im 20. Jahrhundert.

Paul de Man: WORDSWORTH UND HÖLDERLIN

Paul de Man,
geboren 1919, gestor-
ben 1983. Einer der
Günderfiguren des
sogenannten «Dekon-
struktivismus», einem
antitraditionalistischen
literaturtheoretischen
Ansatz. Extraordinarius
für vergleichende Lite-
raturwissenschaft in
Zürich von 1964–1968,
Ordinarius ebendort von
1968–1971. Danach
Lehrtätigkeit in Yale.
Werkauswahl: *Blindness*
and *Insight* (1971),
Allegories of Reading,
(1979), *The Rhetoric*
of Romanticism (1984),
The Resistance to
Theory (1986), *Aesthe-*
tic Ideology (1988).

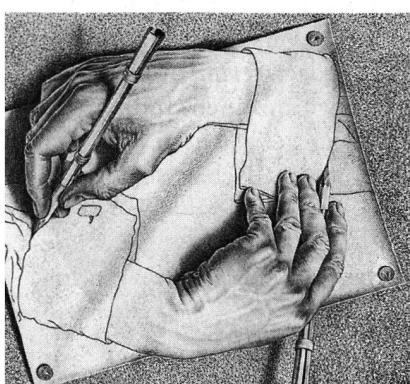
(...) Das heroische und das prophetische Element, die sich bei vielen roman-
tischen Dichtern wiederfinden, leiten sich von diesem titanischen Ursprung
her. Aber die Dichtung lässt es nie zu, dass diese Gewalt blindlings der un-
bekannten Zukunft des Todes entgegenstürzt. Sie wendet sich auf sich selbst
zurück und gliedert sich wieder einer zeitlichen Dimension ein, die danach
strebt, der Erde verbunden zu bleiben, und die die reissende Zeit der Tat
durch die schützende Zeit der Deutung ersetzt. (...)

Das Titanentum bei Hölderlin und Wordsworth ist daher in keiner Weise mit dem Satanismus gleichzusetzen, dem zum Beispiel Milton im Paradise Lost gegenüberstand. Es ist eine der Weisen der Vergangenheit, auf welche die Dichtung sich stützt, um entstehen zu können, und es charakterisiert in erster Linie jene Dichtung, die weniger in einer persönlichen als in einer geschichtlichen Erfahrung gründet. Eine der möglichen Entsprechungen des historischen Titanentums auf persönlicher Ebene wäre (...) das innere Auf-
gehen der Sterblichkeit. Diese zeitliche Verdoppelung der Tat und ihrer Deu-
tung, die Hölderlin durch das Doppelgesicht des Dichters, Wordsworth durch den Abstand symbolisiert, der den Vollzug einer Handlung von ihrem Verständnis scheidet – diese Trennung enthüllt eine allgemeine Struktur der dichterischen Zeitlichkeit: Sie verleiht einer Vergangenheit Dauer, die sonst unverzüglich in das Nicht-Sein einer Zukunft sinken würde, die sich dem Bewusstsein entzieht. Sie ist somit ein Akt, durch den es einem vom Selbst-
verlust bedrohten Gedächtnis gelingt, sich zu erhalten. (...)

Der Dichter scheidet sich endgültig vom Helden durch seine Sorge, die Erinnerung zu bewahren, auch die Erinnerung an die heroische Tat, die sich in die Zukunft wirft und sich in diesem Entwurf zerstört. In diesem wesentlichen Punkt treffen sich der Dichter und der Historiker in dem Masse, als sie beide von einer Handlung sprechen, die ihnen vorangeht, die aber nur dank ihrem Eingreifen für das Bewusstsein existiert.

In eben dieser Weise kann man auch die Schwierigkeiten verstehen, welche die Literaturhistoriker der Romantik gegenüber empfinden. Als ein naher und besonders aktiver Moment in der Geschichte des Bewusstseins erscheint uns die Romantik notwendig in einem titanischen Licht, aus dem keine Entmythologisierung sie ganz zu lösen vermag. Daher röhrt unsere zwiespältige Einstellung zu einem Phänomen, das uns immer über Gebühr anziehen oder abstoßen will, je nachdem wir den Aspekt der Erneuerung oder der Gefahr betonen. Aber die Reflexion Wordsworths und Hölderlins über das Verhältnis von Tat und Deutung erlaubt die Feststellung, dass wir uns der deutenden Aufgabe, die unsere romantischen Vorfahren uns hinterlassen haben, nicht entziehen dürfen, wenn wir unsererseits eine geschichtliche Bedeutung gewinnen wollen. Wir dürfen den dichterischen Edelmut, dem unser eigenes Bewusstsein tributpflichtig ist, nicht im Vergessen versinken lassen.

M.C. Escher, Zeichnende Hände, 1948.
Quelle: M.C. Escher, Graphik und
Zeichnungen, Benedikt, Köln 1992.



Schweizer Monatshefte, 45. Jahrgang, Heft 12, März 1967, S. 1141ff.

PAIN ET PORTE – PASSION DES SENS

«Ponge ist eigenwillig», charakterisiert Gerd Henninger den schwierigen Autor im Vorabdruck seines Vorworts zur im Herbst 1965 erscheinenden Sammlung ausgewählter Werke, die er mitübersetzte. «Seine neuartigen Prosastücke und seine Gedichte von dunkler Prägnanz stellen einen Mikrokosmos dar, den man bizar, ja verworren nennen könnte, wenn er sich nicht als Ausdruck höchst subtiler Überlegungen zu erkennen gäbe. Der Text ist eine Art Fetisch, der die Kongruenz von Sprache und Welt leistet; von ihm aus gesehen gibt es bald Wort, bald Gegenstand; er ist selbst beides in einem.»

Francis Ponge: LE PARTI PRIS DES CHOSES

Francis Ponge,
1899 in Montpellier geboren, gestorben 1988.
Studium an der Ecole Normale Supérieure.
Begann 1923 zu veröffentlichen. Engagierte sich in der Résistance, 1937–1947 Mitglied der kommunistischen Partei.
Antipode des traditionellen Lyrismus, Rückführung zum Gegenstand. – Werke u.a.: *Le parti pris des choses* (1947), *Le carnet du bois de pins* (1947), *La rage de l'expression* (1952), Ausgewählte Werke I/II, frz./dt. (1965/1968).

Das Vergnügen mit der Tür

Könige fassen Türen nicht an.

Sie kennen dies Glück nicht: sanft oder heftig eine dieser vertrauten Füllungen von sich her zu schieben, dann sich umzudrehen nach ihr, um sie wieder zurechtzurücken – zurechtrücken – eine Tür in den Armen zu halten.

...Das Glück, eins dieser hohen Hindernisse eines Zimmers bei seinem Porzellanknopf am Bauch zu packen; dies unverhoffte Leib-an-Leib, wenn der Schritt einen Takt verhält, das Auge sich öffnet und der ganze Körper sich an seine neue Behausung gewöhnt.

Mit freundlicher Hand hält er sie noch, bevor er sie endgültig verstösst und sich einschließt – was ihm das kräftige, doch gut geölte Einschnappen der Feder auf angenehme Weise versichert.

Das Brot

Die Oberfläche des Brotes ist wunderbar, schon wegen des gleichsam panoramaähnlichen Eindrucks, den sie verschafft: als hätte man, wie's einem beliebt, die Alpen, den Taurus oder die Cordilleras de los Andes in Händen.

So wurde denn eine formlose Masse, aus der gerade ein Rülpser steigt, für uns in den Sternbackofen geschoben, wo sie beim Erstarren in Täler, Grate, Hügelwellen und Risse aufbrach... Und all diese Gestaltungen seitdem so klar herausgearbeitet, diese feinen Fliesen, denen das Licht beharrlich seine Spiegelungen anvertraut – ohne einen Blick für die nichtswürdige Verweichlichung, die unter der Oberfläche herrscht.

Dieser schlaffe, kalte Untergrund, den man Krume nennt, gleicht in seinem Gewebe den Schwämmen: Blätter oder Blüten sind da wie siamesische Zwillinge, die an allen Ellbogen zugleich miteinander verwachsen sind. Wird das Brot altbacken, so welken diese Blüten und ziehen sich zusammen: sie lösen sich dann voneinander, und ihre Masse zerbröckelt leicht...

Brechen wir sie immerhin: soll doch das Brot in unserem Mund weniger Gegenstand der Ehrfurcht als des Verzehrs sein.

Schweizer Monatshefte, 45. Jahrgang, Heft 7, Oktober 1965, S. 670 ff.

..... VON DER WÜRDE DES ABWÄGENS

In den sechziger Jahren stand der Werturteilsstreit im Zentrum der sozialwissenschaftlichen Diskussion. Drei Positionen standen sich gegenüber: die rechtsstehenden Normativisten, die einen bestimmten Wertkanon als gegeben und verbindlich annahmen, die linken Dialektiker, welche vom Wissenschaftler eine Pflicht zur Parteilichkeit postulierten, und die Positivisten, welche eine objektive Neutralität beanspruchten, jenseits von Politik und Ethik. Der liberale deutsche Ökonom Friedrich A. Lutz hat in dieser Diskussion klärend und vermittelnd gewirkt, indem er einen bemerkenswerten «schweizerischen Weg» aus der gegenseitigen Blockierung aufgezeigt hat.

..... **Friedrich A. Lutz: DAS WERTURTEIL IN DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT**

Friedrich A. Lutz,
1901 in Saarburg geboren, gestorben 1975.
Studium der Volkswirtschaft, 1938 Emigration in die USA, wo er an der University of Princeton Professor wurde.
1953–1972 Professor an der Universität Zürich.
Lutz war u. a. Mitglied des Walther-Eucken-Instituts, Mitherausgeber von «Ordo», Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats beim deutschen Bundesministerium für Wirtschaft, Mitbegründer der Mont-Pèlerin-Gesellschaft (1965–1967 Präsident). Forschungsbereiche vor allem Makrotheorie, Geld und Kredit, Ordnungspolitik.
1967 erhielt er den Ehrendoktortitel der Universität Tübingen.

(...) Wir leben heute in einer Welt, die mit erstaunlicher Einstimmigkeit dem recht geist- und seelenlosen Kult der maximalen Wachstumsrate der Volkswirtschaft huldigt. Ich will mich nun nicht damit aufhalten, über diesen Kult selber ein Werturteil zu fällen, indem ich auf die grossen Schäden hinweise, die eine hohe Wachstumsrate für andere Lebensgebiete als das wirtschaftliche hat. Ich will im Gegenteil einmal davon ausgehen, dass eine möglichst hohe Wachstumsrate ein erstrebenswertes Ziel sei. Nun gelänge es, zu beweisen, dass man bei einer von oben dirigierten Wirtschaft eine höhere Wachstumsrate erzielen könne als bei einer freien Marktwirtschaft, etwa weil es möglich ist, in einer dirigierten Wirtschaft eine höhere Investitionsquote zu erzielen, als sie sich auf Grund der freiwilligen Ersparnisse der Wirtschaftssubjekte ergibt. Wenn ich mich nun entscheiden will, ob ich wegen der höheren Wachstumsrate den Dirigismus akzeptieren soll oder nicht, so muss ich notwendigerweise den Konflikt mit anderen Werturteilen, die sofort ins Bild kommen, lösen. Bei der Interdependenz aller Lebensgebiete kann der vollständige Dirigismus nicht ohne Einfluss zum Beispiel auf die Staatsform bleiben. Er wird kaum in einer Demokratie durchzuführen sein, da er zum mindesten auf wirtschaftlichem Gebiet diktatorische Macht für den Staat erfordert. Ich werde also hier wieder abwägen müssen und mich gegen den Dirigismus entscheiden, obwohl mit ihm ein mir liebes Ziel – die möglichst hohe Wachstumsrate – besser erreicht wird als in der Marktwirtschaft.

Solche Entscheidungen muss der Nationalökonom immer wieder treffen, auch im kleinen: im Grunde immer dann, wenn er über die Angemessenheit wirtschaftspolitischer Massnahmen ein Urteil fällt. Aber fällen muss er sein Urteil. Ich würde es als erniedrigend empfinden, als reiner Wissenschaftler die vom Staat gesetzten Ziele jeweils zu akzeptieren, weil ich darüber als Wissenschaftler nicht befinden kann, mich aber immer bereit zu erklären, die Wege aufzuzeigen, auf denen das gewünschte Ziel zu erreichen sei, da eine solche Tätigkeit ja in meinen Kompetenzbereich als Wissenschaftler fällt. Die Max-Webersche Position in bezug auf das Verhältnis der Wissenschaft zu den Werturteilen – die Forderung nach Werturteilsfreiheit – ist sicherlich logisch unanfechtbar; aber sie ist gefährlich, indem sie sehr leicht dazu führt, im Wissenschaftler – unter Berufung auf das Wesen der Wissenschaft –, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art Knochenerweichung hervorzubringen. Es würde mir gar nicht schwer fallen, aus der Erfahrung zur Zeit des Nationalsozialismus dafür zahlreiche konkrete Beispiele anzuführen. Für das menschliche Zusammenleben ist es eben selten weise, einer logischen Einsicht bis zur äussersten Konsequenz nachzuleben.

Schweizer Monatshefte, 45. Jahrgang, Heft 6, September 1965, S. 502ff.

«ICH STELLE MIR VOR...»

Vor Erscheinen des Romans «Mein Name sei Gantenbein» druckten die «Monatshefte» eine Passage aus diesem Text über Identität und Selbstentfremdung, Spiel und Realität, über die Fabrikation von Fiktionen ab. «Es fehlt die Wirklichkeit», stellt schon Faber fest, und auch Gantenbeins Leben bleibt (literarische?) «Lüge».

Max Frisch: DER HERR MEINES NAMENS

Max Frisch,
in Zürich 1911 geboren
und dort 1991 gestor-
ben. Architekt und
Schriftsteller, Büchner-
Preis 1958. – Werke
u.a.: Blätter aus dem
Brotsack (1940), Tage-
buch 1946–1949 (1950),
Stiller (1954), Homo
Faber (1957), Tagebuch
1966–1971 (1972),
Montauk (1975), Blau-
bart (1986), Schweiz
ohne Armee? (1989).

Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt, scheint es, und manchmal stellte ich mir vor, ein anderer habe genau die Geschichte meiner Erfahrung...

*

Das Morgengrauen vor dem offenen Fenster kurz nach sechs Uhr erschien wie eine Felswand, grau und risslos, Granit: – aus diesem Granit stösst wie ein Schrei, jedoch lautlos, plötzlich ein Pferdekopf mit weitaufgerissenen Augen, Schaum im Gebiss, aufwiehernd, aber lautlos, ein Lebewesen, es hat aus dem Granit herauszuspringen versucht, was im ersten Anlauf nicht gelungen ist und nie, ich seh's, nie gelingen wird, nur der Kopf mit fliegender Mähne ist aus dem Granit heraus, wild, ein Kopf voller Todesangst, der Leib bleibt drin, hoffnungslos, die weissen Augen, irr, blicken mich an, Gnade suchend –

Ich machte Licht.

Ich lag wach.

Ich sah:

– unversehens erstarrt, eine Mähne aus roter Terrakotta, leblos, Terrakotta oder Holz mit einem kreideweissen Gebiss und mit glanzschwarzen Nüstern, alles kunstvoll bemalt, lautlos zieht sich der Pferdekopf langsam in den Fels zurück, der sich lautlos schliesst, risslos wie das Morgengrauen vor dem Fenster, grau, Granit wie am Gotthard; im Tal tief unten, eine ferne Strasse, Kurven voll bunter Autos, die alle nach Jerusalem rollen (ich weiss nicht, woher ich das weiss!), eine Kolonne von bunten kleinen Autos, spielzeughaft.

Ich klingelte.

Draussen regnete es.

Ich lag mit offenen Augen.

Als die Krankenschwester endlich kam und fragte, was denn los sei, bat ich um ein Bad, was aber, ohne Erlaubnis des Arztes, um diese Stunde nicht möglich war; stattdessen gab sie einen Saft und mahnte zur Vernunft; ich solle schlafen, sagte sie, um morgen einen schönen Befund zu haben, so dass ich am Samstag entlassen werden könne, und löschte das Licht...

Ich stelle mir vor: (...)

*

Ich probiere Geschichten an wie Kleider!

Schweizer Monatshefte, 44. Jahrgang, Heft 5, August 1964, S. 437ff.



Max Frisch, Zeichnung von Otto Dix.
Quelle: Lexikon der Schweizer Litera-
turen, Lenos, Basel 1991.

«MIT VIEL VORSICHT WÄHLTEN SIE EINEN GUT GESCHÜTZTEN WINKEL»

«Wir sind in das Zeitalter des Misstrauens eingetreten», stellt Nathalie Sarraute in ihrer berühmten Romantheorie «L'Ere du Soupçon», die in demselben Jahr wie dieser Aufsatz erschien, fest. Autor, Text und Leser werden von falschen oder zumindest althergebrachten Ansprüchen befreit, der Realismus der Oberfläche verwandelt sich in einen Realismus der Tiefe, des Unfassbaren. In dem in den «Schweizer Monatsheften» abgedruckten Vortrag argumentiert die Schöpferin des ersten «Nouveau Roman» (*Portrait d'un inconnu*, 1948) nicht nur für die Freiheit des Medienrezipienten, sondern auch für seine Pflichten: Jeder bekommt die Information, die er verdient.

Nathalie Sarraute: WERDEN WIR RICHTIG INFORMIERT?

Nathalie Sarraute,
1902 in Russland geboren. Seit 1910 in Paris.
Juristin. Begann um
1932 zu schreiben.
1941 Flucht in die Provinz. Freundschaft mit
Sartre und de Beauvoir.
Prix international de littérature, Grosser Nationalpreis Frankreich u.a.
– Werke u.a.: *Le planétarium* (1959), *Les fruits d'or* (1963), *L'usage de la parole* (1980),
Enfance (1983).

(...) Die Presse, die dem Leser schmeichelt, kann in demokratischen Ländern nur mässig erzieherisch sein. Sie möchte weniger belehren als unterhalten. So lässt sie unter dem Vorwand, den Leser zerstreuen und anregen zu wollen, oft Dinge einfliessen, die ihm sonst nur schwer beizubringen wären. In den Vereinigten Staaten etwa schleicht die Propaganda sogar in die comic strips ein. Unsichtbar, hinterhältig in homöopathischen Dosen verabreicht, gewinnt die politische Propaganda in demokratischen Ländern eine überraschende Wirksamkeit. Die fast völlige Übereinstimmung der Amerikaner in Fragen, deren Kenntnis sie allein aus der Lektüre ihrer Zeitungen beziehen, ist der Beweis dafür. Und dabei hat der Leser den Eindruck, dass er eine freie Auswahl trifft, die seine Überzeugung nur festigen kann.

Was geht nun in totalitären Ländern und besonders in Ländern wie der UdSSR vor sich? Dort keinerlei Schmeichelei. Man zwingt. Man erzieht. Keine Verbrechen, höchstens das notwendige Minimum, keine Stars, die von Zauberprinzen entführt werden, keine Königinnen, die sich über die Wiege ihres Erstgeborenen neigen. Nichts gestattet den Trieben, sich zu befreien, abgesehen von der Arbeit. (...)

Hier macht die Propaganda keine Umschweife. Es ist alles reine Propaganda. Ausser ihr findet der Zeitungsleser nichts. Natürlich kann er auf die Lektüre der Zeitung verzichten. In Wirklichkeit tut er es aber nicht. Und da er keine andere Wahrheit kennt als diejenige, die er in ihr findet, da er keine Vergleichsmöglichkeit hat, ist er überzeugt, dass das, was man ihm vorführt, die einzige und alleinige Wahrheit ist.

Doch nimmt man mit Erstaunen wahr, dass seine Vorurteile nicht heftiger sind als die der Bewohner demokratischer Länder. Beide Propagandamethoden haben also die gleiche Wirksamkeit. (...)

Anders ist es in unterdrücken Ländern, in denen der grösste Teil der Bevölkerung der Regierung feindlich gesonnen ist. Dort ist die Mehrzahl der Leser jeder heimlichen oder offenen Propaganda gänzlich abgeneigt. Sie nimmt die Informationen nur mit äusserstem Misstrauen auf, sie weist sie von sich, wenn sie nicht ihren Überzeugungen entsprechen. Dort verzichtet man auf die Presse, so gut es geht. Die Informationen werden vom Mund zum Ohr weitergegeben. Und nur die Propaganda ist wirksam, die sich im geheimen unter den Gegnern derselben politischen Richtung verbreitet.

In einem solchen Land muss früher oder später eine Explosion erfolgen. Die verhasste Regierung wird gestürzt werden. Die Menschen werden eine Regierung bilden, die ihnen die Informationen liefert, die sie haben wollen.

Und der Kreis schliesst sich: letzten Endes, auf die Dauer, werden die Leser die Informationen erhalten, die ihnen zukommen. (...)

Schweizer Monatshefte, 43. Jahrgang, Heft 8, November 1963, S. 871ff.

Nebelpalter-Karikatur,
September 1933. Quelle: Gegen rote
und braune Fäuste, Nebelpalter,
Rorschach 1949.



ICH UND NICHT-ICH

«Kierkegaards Philosophie hat das heutige Denken so tief geprägt, dass die Vorbehalte und sogar die Ablehnung, die sie herausfordern kann, immer noch eine Form dieses Einflusses bezeugen», schreibt Levinas zum 150. Geburtstag des Denkers. Er selbst sieht in den Reflexionen Kierkegaards die Grundlage für eine neue Ethik, nach der in der Nachkriegszeit und ihrer neuen Ordnung verzweifelt gesucht wird.

Emmanuel Levinas: EXISTENZ UND ETHIK

Emmanuel Levinas,
1906 in Litauen geboren, gestorben 1995,
russischer Muttersprache, seit 1932 französischer Staatsbürger.
Studierte bei Husserl und Heidegger. Nach dem Krieg Direktor der Ecole Normale Israélite Orientale. Professuren an verschiedenen Universitäten. Erhielt unter anderem den Albert-Schweitzer-Preis, den Karl-Jaspers-Preis, den Internationalen Balzan-Preis. – Werke u.a.: Totalität und Unendlichkeit (1987), Wenn Gott ins Denken einfällt (1988).

(...) Die ganze Polemik zwischen Kierkegaard und der spekulativen Philosophie setzt die Subjektivität als in sich selbst gespannt voraus, als die Sorge eines Daseins um die eigene Existenz, als eine Qual um sich selbst. Das Ethische bedeutet für Kierkegaard das Allgemeine. Die Einzelheit des Ichs verlöre sich unter der für alle gültigen Regel. Die Allgemeinheit kann das Geheimnis und das unendlich bedürftige und in Angst um sich selbst befindliche Ich weder enthalten noch ausdrücken. Ist der Bezug zum anderen wirklich dieser Eintritt und dieses Verschwinden in der Allgemeinheit? – das ist die Frage, die man gegen Kierkegaard – wie gegen Hegel – stellen muss. Wenn die Beziehung mit der Äußerlichkeit keine Totalität zustande bringt, deren Teile sich vergleichen und verallgemeinern, so nicht deshalb, weil das Ich im System sein Geheimnis bewahrt, sondern weil die Äußerlichkeit, in der uns die Menschen ihr Gesicht zeigen, die Totalität zum Bersten bringt. Dieses Platzen des Systems vom Anderen her ist kein apokalyptisches Bild, sondern die Unmöglichkeit für das Denken – das jedes «andere» auf das «selbe» zurückführt – den Anderen zu reduzieren. Eine Unmöglichkeit, die nicht bei ihrer negativen Bedeutung stehen bleibt, sondern sogleich das Ich in Frage stellt. Diese Infragestellung bedeutet die Verantwortung des Ichs für den Anderen. Die Subjektivität ist in dieser Verantwortung, und nur die unreduzierbare Subjektivität kann eine Verantwortung übernehmen. Das ist die Ethik.

Ich sein bedeutet von nun an: sich der Verantwortung nicht entziehen können. Dieses Mehr an Sein, diese existentielle Übertreibung, die Ich sein heißt – dieses Hervorschissen der Selbsttheit im Dasein vollzieht sich als ein Anschwellen der Verantwortung. Die Infragestellung des Ichs durch das Gesicht des Anderen ist eine neue Spannung im Ich, die keine Selbstspannung ist. Anstatt das Ich zu vernichten, macht es die Infragestellung (...) solidarisch mit dem Anderen. Nicht so, wie die Materie mit dem Block, dem sie angehört, (...) solidarisch ist. Eine mechanische oder organische Solidarität würde das Ich in einer Totalität auflösen. Das Ich ist mit dem Nicht-Ich solidarisch, als läge das ganze Schicksal des Anderen in seinen Händen. Die Einzigartigkeit des Ichs besteht darin, dass niemand an seiner Stelle antworten kann. Die Infragestellung des Ichs durch den Anderen ist anfänglich kein Akt der Reflexion, worin das Ich wieder emporsteigt und sich stolz und abgeklärt überfliegt; aber sie ist auch nicht der Eintritt des Ichs in eine überpersönliche, kohärente und universale Gedankenfolge. Die Infragestellung des Ichs durch den Anderen ist ipso facto eine Auserwählung, die Versetzung in eine privilegierte Stellung, von der alles abhängt, was nicht Ich ist.

Diese Auserwählung bedeutet die radikalste Verpflichtung, den totalen Altruismus. Die Verantwortung, die dem Ich seinen Imperialismus und Egoismus entzieht, verwandelt es nicht in einen Augenblick der universalen Ordnung. Sie bestätigt es in seiner Selbsttheit, in seiner zentralen Stellung im Sein. (...)

Chagall, Adam und Eva, 1911/1912.
Quelle: Marc Chagall, 1907–1917,
Kunstmuseum, Bern 1995/1996.



Schweizer Monatshefte, 43. Jahrgang, Heft 2, November 1963, S. 170 ff.

FROMMER ABENDGESANG UND HITLERS REDE

Meinrad Inglin, der Autor des «Schweizerspiegels», fuhr 1940 nach Deutschland auf Lesereise. Bedrückend und unbestechlich der Bericht, den er drei Jahre später verfasst und im Juni 1963 dann in den «Schweizer Monatsheften» veröffentlichte – ein unfreiwilliges Kriegstagebuch eines der wenigen Ausländer, die damals fast ungestört in Deutschland reisten. Krank in einem Hamburger Spital liegend, wird Inglin Zeuge einer grotesken Szenerie.

Meinrad Inglin: MISSGLÜCKTE REISE NACH DEUTSCHLAND

Meinrad Inglin, am 27. Juli 1893 in Schwyz geboren, dort am 4. Dezember 1971 gestorben. Literatur-, Journalistik- und Psychologiestudium in Neuenburg und Bern, Aufenthalte in Zürich, Berlin und Norddeutschland. – Werke u.a.: Die Welt in Ingoldau (1922), Grand Hotel Excelsior (1928), Die Furggel (1943), Der schwarze Tanner (1947), Begräbnis eines Schirmflickers (1958). Zu seinem wichtigsten und berühmtesten Buch jedoch wurde der Schweizerspiegel, die romanhafte Aufarbeitung der Schweizer Geschichte der Jahre 1914–1918, die 1938 in Leipzig erschien.

(...) Vor der Nachtruhe wurde jeweilen leise meine Zimmertür geöffnet, und draussen erklang der fromme Abendgesang der Schwestern; darauf erschien ein stilles Gesicht im Türrahmen und nickte freundlich, die Tür ging zu, und eine selten gestörte, friedliche Nacht begann.

Eines Tages ging die Tür zur Unzeit auf und blieb geöffnet, eine barsche Rede drang herein, der Führer sprach im Rundfunk. Auch im Ausland hat man dem unheimlich verstiegenen Mann jeweilen zugehört. In Deutschland war seine Wirkung erstaunlich. Das unkritische breite Volk, zu dem er vor allem sprach, wurde durch den Ton seiner Rede, durch das beherrscht leidenschaftliche harte Hämmern, das drohende Crescendo, das Furioso, gepackt und angesteckt. Unsere Krankenschwestern widerstanden ihm nicht. Diese sanften, frommen Wesen, die gewiss hundert Vorbehalte gegen die Gewaltsamkeit der Bewegung auf dem Herzen hatten, liessen sich wenigstens für den Augenblick zu einer Gesinnung überreden, die ihrem ganzen Dasein widersprach. Wer mochte sich da noch wundern, wenn die wehrhafte Jugend, die eine Neigung dafür besass, begeistert zustimmte? Die Einsichtigen und Widerstrebbenden mussten schweigen oder verderben, die anfänglich Schwankenden wurden mitgerissen. Wer später über die Haltung des breiten Volkes zu Gericht sitzen will, wird sich vorerst fragen müssen, ob er selber bei zeiten etwas dagegen getan hat, und auch dann wird er nur mit einer sehr humanen Psychologie und nicht mit einem streng moralischen Massstab um ein Fehlurteil herumkommen. Und wer wird jene ohnehin verwischten Grenzlinien nachziehen wollen, auf denen im einzelnen, noch gar nicht zur politischen Verantwortung erzogenen Menschen das bisher Geglubte verraten und das Neue geglaubt wurde oder eine ursprüngliche Gleichgültigkeit in ein opportunes Bekennertum hinüberwechselte. Dies alles dürften die Deutschen einmal unter sich auszumachen haben. Ihre alliierten Gegner aber, die künftigen Siegerstaaten, werden nach dem Schulterspruch über die Verantwortlichen dem unglücklichen Volke nur eine Generalabsolution erteilen können. – (...)



Meinrad Inglin, Holzschnitt von Leo Leupin. Quelle: Lexikon der Schweizer Literaturen, Lenos, Basel 1991.

Schweizer Monatshefte, 43. Jahrgang, Heft 3, Juni 1963, S. 246ff.

WIEDERKEHR AUTORITÄRER REGIERUNGSFORMEN?

Max Imboden war ein scharfsinniger Analytiker des Zeitgeists, und sein Stichwort vom «Helvetischen Malaise» beeinflusst auch dreissig Jahre nach seiner Prägung immer noch die intellektuelle Diskussion in der Schweiz. Seine 1963 formulierte Kritik am totalitären Kommunismus ist kaum originell, wohl aber seine frühe Warnung vor neuen Formen des autoritären Staates und der Hinweis auf die innere Verwandtschaft freiheitsfeindlicher Systeme, die sich doch – links und rechts – so gern als Antipoden und als Retter vor dem jeweiligen Widersacher präsentieren.

Max Imboden: DIE GEFÄHR DES TOTALITÄREN UND DES AUTORITÄREN STAATES

Max Imboden,
1915 in St. Gallen geboren, gestorben 1969.
Staats- und Verwaltungsrechtslehrer. Professor in Zürich und Basel,
1960–1964 Mitglied des Basler Grossen Rates,
1965–1967 Nationalrat.
Imboden war massgeblich am Ausbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit des Bundes beteiligt und schrieb mehrere Monographien zu staats- und verwaltungsrechtlichen Grundfragen.

(...) Vom autoritären, nicht vom totalitären Staat ist die Rede. Das sind zwei verschiedene Dinge, mögen sie sich auch in einem, nämlich eben in der Hervorhebung der Staatsautorität – in der Verleugnung der Demokratie –, berühren. Im autoritären Staat, so wie wir ihn zu verstehen haben, gibt es keine Konzentrationslager. Das Eigentum des einzelnen ist geschützt, stark geschützt vielleicht sogar. (...)

Im autoritären Staat lässt sich somit durchaus leben. Die Wirtschaft blüht. Das kulturelle Schaffen kann sich entfalten. Nur das Mitspracherecht des einzelnen an den öffentlichen Dingen ist gering. Es sind zwar Ventile da, durch die der angereicherte politische Unmut bei entsprechendem Überdruck abgelassen werden kann. Aber den wirklichen Hebel des Staatsapparates hält nicht der Bürger in Händen. (...) Entscheidender als Institutionen werden wiederum Personen. Vor allem wird die Regierungsmacht in starkem Masse an Personen gebunden. Man kann daher diese politische Ordnung als den personenbezogenen Regierungsstaat kennzeichnen. (...)

Es ist die politische Müdigkeit der Völker, die im Westen die Gefahr einer Wiederkehr autoritärer Regierungsformen geschaffen hat. Man ist des dauernen Kampfes um die politische Macht überdrüssig. Der einzelne zieht sich auf sich selbst zurück. Er macht den Staat zur Versicherungsanstalt für sein persönliches Wohlergehen. Das garstige Regierungsgeschäft überlässt er jenen, die sich erfolgreich darin zu behaupten vermögen. So hängt die Gefahr des Autoritären aufs engste mit den beiden andern hier registrierten Erscheinungen zusammen. Wird der Staat nur als Werkzeug verstanden, dann wird er jenen in die Hände gespielt, die dieses Werkzeug am erfolgreichsten zu handhaben vermögen. Gilt nur das Große als erstrebenswert, dann verbaut sich der Bürger eine sinnvolle und konstruktive Anteilnahme am politischen Geschehen. Es ist eine Wahrheit, die mehr als zweitausend Jahre alt ist, dass echte Demokratie an den übersehbaren Raum gebunden bleibt. (...)

Nun ist zwar objektiv kaum zu bestreiten, dass das Große in der Regel – in der Regel, auch nicht immer – zugleich das Rationale ist. Aber die Frage muss anders gestellt sein. Zu prüfen bleibt, ob der rein ökonomische Vorteil des Grossen die nicht ökonomischen Vorteile des Kleinen aufzuwiegen vermag. Wir müssen uns, anders gesagt, fragen, ob der Gewinn rationalisierender Zusammenlegung den Verlust aufwiegen kann, der entsteht, wenn wir unsere überkommenen kleinräumigen Strukturen mit harter Hand austilgen. Europa ist der Bereich gewachsener, übersehbarer Strukturen. Vielleicht liegt darin sogar einer der grössten Werte, die in unserem Kontinent Wirklichkeit geworden sind. Das Kleine, das Enge und das Besondere machen unsere wahre Grösse aus.

Schweizer Monatshefte, 43. Jahrgang, Heft 1, April 1963, S. 21 ff.

ZUM 70. GEBURTSTAG CARL JACOB BURCKHARDTS

«Als hoher Kommissar des Völkerbundes in Danzig, als Präsident und Mitglied des «Internationalen Komitees vom Roten Kreuz», als schweizerischer Gesandter in Paris und als Schriftsteller hat sich der Jubilar grosse Verdienste erworben. (...) Die «Schweizer Monatshefte» danken an diesem Tage dem Jubilar für seinen Einsatz zum Wohle der Zeitschrift und schätzen sich glücklich, einen Freundesgruss aus berufenstem Munde veröffentlichen zu dürfen.» Mit diesen Worten wünschte die Redaktion ihrem langjährigen Vorstandsmitglied Carl Jacob Burckhardt alles Gute zum siebzigsten Geburtstag und reicht die Feder an Theodor Heuss weiter.

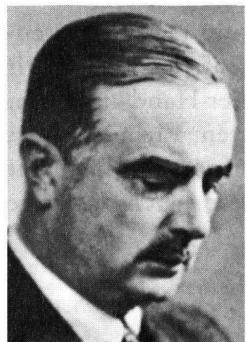
Theodor Heuss: FÜR CARL J. BURCKHARDT

Theodor Heuss,
geboren 1884 in
Brackenheim (D),
gestorben 1963. Publi-
zist, Dozent, Politiker.
Erster Kultusminister
von Baden-Württemberg,
1948 Vorsitzender der
FDP, 1949 zum ersten
Bundespräsidenten der
BRD gewählt. Wieder-
wahl 1954. 1959 Frie-
denspreis des deut-
schen Buchhandels.

Theodor Heuss



Carl Jacob Burckhardt



Verehrter, Lieber Freund,

(...) es hat immer etwas Beglückendes, in freiem Sein danken zu können, zumal einem Mitlebenden, einem Jüngeren, der aber doch noch im Grossen gesehen dem gleichen Raum des geistigen, des politischen Geschehens zugehört. In das breitere Bewusstsein waren Sie als Historiker durch den ersten Richelieu-Band getreten, durch die Essay-Sammlung «Gestalten und Mächte» – da spürten wir, wie ein künstlerischer Formwille Vergangenheiten den Atem einer zeitlosen Gegenwärtigkeit zu verleihen verstand. Aber für diese unsere eigene Gegenwart schenkten Sie uns dann Werke von dokumentarischem Gewicht: den Briefwechsel mit Hofmannsthal und die «Danziger Mission».

Damit führten Sie uns in die Luft der Zeit, die wir selber geatmet haben und atmen und machten uns zum Zeugen eines männlichen Reifens im Reich des Geistigen und der staatsmännischen Bewährung vor einer weltpolitischen Aufgabe. Es war so schön, folgen zu dürfen, wie Sie vor den Augen des Älteren, der Ihnen seine vertrauende Freundschaft geschenkt hatte, an Weite der empfindenden und urteilenden Weltsicherheit gewannen – man spürt, Sie wollten vor dem verehrten Manne in Dankbarkeit bestehen und – Sie haben bestanden. Das Geschenk der Liebe, zu dem im Geben und Nehmen sich jeder verpflichtet wusste, ist zu einem Geschenk für uns geworden.

Und das Buch über Ihre Danziger Jahre! Mag jemand es eine Chronik der Erfolglosigkeit nennen oder sagen (das meinte mir gegenüber einmal ein Diplomat), es sei nicht «sensationell» genug – das, was ich an diesem Buche aufs höchste bewundere, fasse ich in einen ganz banalen Begriff: die «Editionstechnik» der Akten, der Protokolle und der Briefe aus den Archiven und ihre Bindung in psychologischer Charakteristik und Deutung aller wesentlichen Akteure. So, unter dem Gesetz der Wahrhaftigkeit, muss oder sollte doch Geschichte dargestellt werden, zumal der zeitlichen Nähe – welch ein Glück, wenn dies nicht von einem Pedanten geschieht, sondern von einem Schriftsteller, dessen Blick in die Abgründe der menschlichen Natur reicht.

Ach, nun bin ich doch ein wenig ins «Rezensieren» hineingeraten. Sei's drum – Sie haben mir, seit wir im Sommer 1950 zu einem ersten vertrauten Gespräch uns begegneten und wie von selber eine Freundschaft da war, um sich immer wieder zu bestätigen, nie die Nachsicht versagt. Wenn ich also mit dem glückwünschenden Zuruf, um den ich gebeten wurde, den Dank für Ihr Werk und Ihr Wirken verbinde, hier gewiss der Sprecher von Ungezählten Ihrer und meiner Landsleute, so darf ich – es ist Ihnen nichts Neues – mit dem einfachen Bekenntnis der menschlichen Liebe schliessen.

Jhr Theodor Heuss

Schweizer Monatshefte, 41. Jahrgang, Heft 6, September 1961, S. 598ff.

DIE HOHLHEIT DER KONVENTIONELLEN OPER

Rolf Liebermann, einer, der sich auch in schwieriger Zeit mit Leidenschaft für das moderne Musiktheater einsetzte, ohne Rücksicht auf den Geschmack des Bildungsbürgertums. 1961 hielt Liebermann als Intendant der Staatsoper Hamburg an der Jahreshauptversammlung des deutschen Bühnenvereins in Lübeck eine Rede, welche die Welt der Oper im deutschsprachigen Raum gehörig aufrüttelte.

Rolf Liebermann: GEDANKEN EINES AUSSENSEITERS

Rolf Liebermann,
geboren in Zürich am
14. September 1910,
Komponist und Opern-
intendant. 1959–1973
und 1985–1988 war er
Intendant der Hamburger
Staatsoper. 1973–1980
Intendant der Grand
Opéra de Paris. Anlässlich
der 700-Jahr-Feier
der Eidgenossenschaft
(1991) schuf er für das
«Fest der vier Kulturen»
das Auftragswerk *3 x 1*
= *CH + X*, das auf den
Bundesbrief Bezug
nimmt. Eigene Opern-
werke: *Leonore* 40/45
(1952), *Penelope* (1954),
Die Schule der Frauen
(1955), *Der Wald* (1986).

(...) Und die Jungen? Eines der ernsten Probleme des musikalischen Theaters ist, dass es in weitem Masse die Jugend als Publikum verloren hat. Man gibt dem Fussball, dem Jazz, der Television und ganz anderen Ablenkungen die Schuld. Ich glaube, dass die Fehlerquelle eine ganz andere ist. Ich meine, dass die junge Generation in ihrer unsentimentalen Unbestechlichkeit auf die Hohlheit, die geistige Leere und die Schablone des konventionellen Operntheaters negativ reagiert. Ich habe mit vielen jungen Leuten zu sprechen Gelegenheit gehabt und dabei immer wieder die gleichen Argumente zu hören bekommen, Angriffe, die ich gar nicht zu wiederholen brauche, weil sie zu bekannt sind. Sie waren vor allem gegen die Kluft zwischen dem sensiblen oder überwältigenden musikalischen Ausdruck und der qualvollen Unbeholfenheit, die sich dem Auge bot, gerichtet. Die gleichen jungen Leute gehen, so oft sie es finanziell können, ins Sprechtheater. Dort lassen sie sich auch gern konfrontieren mit der modernsten Produktion der Avantgarde. Gegenüber der modernen Oper dagegen verhalten auch sie sich, genau wie die ältere Generation, weitgehend reserviert. Ich höre, wie Sie jetzt inwendig räsonnieren: Eure modernen Opern sind eben entweder kümmerlich oder provokant, deshalb kommen sie nicht an. Möglich – was mir aber immer wieder zu schaffen macht, ist der Eindruck, dass der Hang, die Oper als ein rein kulinarisches Vergnügen anzusehen, sich durch verschiedene Publikumschichten und, was schlimmer ist, heute auch durch alle Altersklassen hindurch bemerkbar macht. Ob dies an der Musikerziehung unserer Hochschulen, die ja leider zum Teil immer noch mit äusserst reaktionären Lehrkräften besetzt sind, liegen mag oder an einer allgemeinen geistigen Verflachung oder an dem Wunsch der Jugendlichen, auf einfache Weise und möglichst schnell die Ausbildung abzuschliessen und in irgendeiner festbesoldeten und pensionsberechtigten Stelle unterzuschlüpfen, will ich in diesem Rahmen nicht untersuchen. Es scheint mir aber eine wichtige Aufgabe des Intendanten, ja seine Pflicht zu sein, seinen Einfluss mit allen Mitteln und gegen alle Hindernisse dahingehend auszuüben, dass dem Neuen ganz grundsätzlich eine Chance eingeräumt wird. Wer als Intendant mit seinem Spielplan zwei Jahre lang nichts als Furcht und Schrecken verbreitet, dem werden seine Stadtväter schon kein langes Leben in diesem Amte vergönnen. Aber sollten nicht die verehrlichen Stadtväter endlich auch einmal dem Intendanten an den Kragen gehen, der seinen Abonnenten im gleichen Zeitraum als modernste Oper den «Rosenkavalier» vorsetzt und der darüber hinaus sein Gewissen und die Presse mit einem modernen Ballettabend beruhigt? (...)

Schweizer Monatshefte, 41. Jahrgang, Heft 3, Juni 1961, S. 288ff.

Odette Weil, Rolf Liebermann en répétition avec Jon Vickers.
Musée de l'Elysée, Lausanne. © News Productions, CH-1446 Baulmes.



WISSENSCHAFT – GRUNDLAGE EINER NEUEN ETHIK?

Die atomare Bedrohung sitzt den Intellektuellen der sechziger Jahre im Nacken. Dialogbereitschaft ist gefordert, eine Rückbesinnung auf das sokratische Suchen, auf die Philosophie. «Im Wettlauf des kalten Krieges erscheint der Einsatz taktisch gerade brauchbarer Ideologien weit wichtiger als deren kritische Destruktion und ihr vielleicht möglicher Neubau», stellt Corti kritisch fest. Im wissenschaftlichen Denken selbst aber liege der Schlüssel zum friedlichen Park ohne Zäune verborgen: Die Vernunft sollte nicht nur für den Fortschritt, sondern auch für den Frieden arbeiten.

Walter Robert Corti: BERICHT ÜBER DEN PLAN DER AKADEMIE

Walter Robert Corti
wurde 1910 in Zürich geboren und starb 1990. Er arbeitete als Redaktor von «Du». 1946 gründete er in Trogen das Pestalozzi-Dorf für Kriegswaisen. 1957 wurde er Ehrendoktor der Philosophie der Universität Tübingen. 1975 erhielt er den Albert-Schweitzer-Preis in Brüssel.

(...) Abendländische Wahrheitsforschung kann nur im Zeichen schöpferischer Freiheit vor sich gehen. Nicht die Wahrheit lässt sich planen, wohl aber die Erarbeitung der Wahrheit. Als Methode hat sich seit Platons Deutung des Sokrates die strenge Phänomenbefragung im wahrheitserschliessenden Gespräch als unverlierbar wesentlich erwiesen. Es ist in aller Wissenschaft viel dialogisches Verhalten wirksam, auch wo sich dies nicht leicht an der Oberfläche greifen lässt. Die Lösungen sind uns nicht gegeben. Die unbewältigten Probleme wandern im befragenden Gespräch durch die Zeiten. So bleibt gewährleistet, dass in der Forschung die Wahrheit waltet und sie nicht selbst vergewaltigt wird. Alle Resultate sind grundsätzlich überholbar, von neuem stets zu befragen. Es ist diese Einstellung gewesen, welche zu den welt erobernden Einsichten und Methoden der Naturwissenschaft und der Technik geführt haben, es gibt keine Gründe, dass sie nicht auch dereinst das Feld der sittlichen Lebensgestaltung in eine humane Ordnung führt. Hier aber kann kein Zweifel bestehen, dass die Bemühungen um die Erforschung der sittlichen Phänomene keinen Vergleich etwa mit denen der Naturwissenschaften aushalten. Es liegt dies keineswegs nur an einer spezifischen Unergiebigkeit dieser Disziplin, sondern wesentlich auch am Mangel ihrer grundsätzlichen Förderung. Das hat seine tiefliegenden kulturgeschichtlichen Gründe, die zudem schlecht untersucht sind. Aber an der Tatsache der Vernachlässigung ändert das nichts. Der Weg von Archimedes bis zum Bau der Mondrakete wurde stets reich dotiert; die Ethik haust dazu vergleichsweise immer noch im armen Halbdunkel hinter Butzenscheiben. (...)

Die wissenschaftliche Erarbeitung der Wahrheit muss ihrem Wesen nach im Zweigsystem der Einzelforschung vor sich gehen; das vielbeklagte Spezialistentum und die Verfächerung bilden ihr Schicksal. Dies schliesst jedoch ihre sammelnde, zentrierende, überschauende Funktion nicht aus. Seit der Antike gilt hier die Philosophie als die zuständige Domäne. Sie sucht die Einheit des Welbildes herauszuarbeiten, die Stellung des Menschen im Kosmos zu bestimmen, die Sinnfragen abzuklären und die Maximen der ethischen Verantwortung bereitzustellen. (...)

Schweizer Monatshefte, 40. Jahrgang, Heft 3, Juni 1960, S. 246ff.



Wege zwischen Nord und Süd, Wege zur Verständigung?
Die Gotthardbahn. Quelle: Georg Stark/Erwin Koch,
Unser Jahrhundert, die Schweiz gestern und heute,
Mondo, Lausanne 1991.

GESELLSCHAFTSKRITIK UND THERAPIE

Noch waren die «*Einleitung in die Musiksoziologie*», die «*Negative Dialektik*» oder der «*Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*» nicht geschrieben, und doch hatte die Frankfurter Schule bereits grossen Einfluss. Einen kurzen Umriss ihrer unter anderem durch Adorno erhobenen Disziplin *Soziologie* zeichnet Plessner in seiner *Einführung in Adornos Aufsatz «Ideen zur Musiksoziologie»*, der in den «*Schweizer Monatsheften*» erschien.

Helmut Plessner: ZUM GELEIT

Helmut Plessner,
1892 in Wiesbaden geboren, gestorben 1985.
1933 Emigration. Professor für Psychologie an der Universität München. Lebte ab 1962 in Zürich. Gilt als eine der Gründergestalten der philosophischen Anthropologie (die Humanbiologie, Psychologie und Soziologie miteinbezieht). – Werke u.a.: *Die Einheit der Sinne* (1923), *Macht und menschliche Natur* (1931), *Zwischen Philosophie und Gesellschaft* (1953), *Diesseits der Utopie* (1966).

Unter den Geisteswissenschaften ist Soziologie die jüngste, dem Namen nach gute hundert Jahre alt, aber die akademische Volljährigkeit ist ihr an den europäischen Universitäten erst spät bescheinigt worden. Diese Verzögerung erklärt sich aus den begreiflichen Hemmungen gegen die Anerkennung einer Wissenschaft, welche das Studium der sozialen Wirklichkeit zu ihrem Beruf macht und damit der traditionellen Interpretation öffentlicher Dinge durch die Politiker und Juristen Grenzen setzt. Da die soziale Wirklichkeit ihren Angehörigen immer erst dann ins Blickfeld zu treten scheint, wenn sie selbst in Unordnung geraten ist, bedeutet die Etablierung der Soziologie als Fach das öffentliche Eingeständnis, die Unordnung in kurzer Frist und sozusagen aus dem Handgelenk des Armes der Gerechtigkeit nicht überwinden zu können. Eine institutionalisierte Dauerkontrolle der gesellschaftlichen Verhältnisse in Wissenschaftsform rechtfertigt sich also nur gegenüber einer Wirklichkeit, die ihren Normen immer wieder davonläuft, weil Richtung und Geschwindigkeit ihrer Transformation von ihnen nicht eingefangen werden können. Dieser Tatbestand war seit dem Beginn der industriellen Revolution gegeben; als ihr Krisenprodukt wurde die Soziologie vom französischen Positivismus geschaffen, und wenn sie diese Anfangsprägung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beibehalten hat, so liegt das an seinen vergleichsweise stabilisierten Verhältnissen seit 1848. Mit Recht sträubten sich die Universitäten unter Führung der Historiker und Philosophen gegen die Anerkennung eines Fachs, das im Kern nichts anderes war als eine naturalistische Geschichtsphilosophie nach evolutionistischem Schema.

Die unvergleichlichen Erschütterungen unseres Jahrhunderts haben das wissenschaftliche Denken über gesellschaftliche Dinge erneut in Bewegung gebracht und zu einer radikalen Überprüfung seiner Grundlagen und Ziele gezwungen. Was bis zum Ausbruch der russischen Revolution Gegenstand theoretischer Debatten war, bestimmt seit vier Jahrzehnten das politische Kräftespiel der grossen Mächte. Soziologie, ursprünglich als Instrument gedacht, soziale Ordnung in einer revolutionär veränderten Welt wiederherzustellen, sieht sich von neuem auf ihre therapeutische Aufgabe verwiesen, der sie heute offenbar nur gerecht werden kann, wenn sie totalitären Ideologien mit erfahrungsnahen Untersuchungsmethoden der empirischen Sozialforschung und einer nicht mehr an Entwicklungsschemata gebundenen Gesellschaftskritik zu begegnen weiß.

Schweizer Monatshefte, 38. Jahrgang, Heft 8, November 1958, S.585

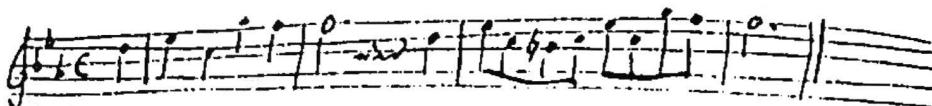
«JEDER KLANG ALLEIN SCHON SAGT WIR»

Theodor W. Adorno dreht das Kausalitätsverhältnis im kompositorischen Schaffensprozess um. Der Komponist ist ein Vollzugsorgan seines Werkes, einer, der dem gehorcht, was die Sache von ihm will. Doch was ist grosse Musik in Adornos gesellschaftsphilosophischem Konzept? Musik von Rang vermag das gesellschaftlich Unversöhnliche zu versöhnen und gerade darin wieder hervortreten lassen.

Theodor W. Adorno: IDEEN ZUR MUSIKSOZIOLOGIE

Theodor W. Adorno, geboren 1903 in Frankfurt am Main, 1969 gestorben. 1934–1949 Emigrant in England und in den USA. Komponist, Musiktheoretiker, Soziologe, Philosoph. Seine kritische Theorie beeinflusste u.a. die Studentenbewegung und die «neue Linke». – Werke u.a.: *Dialektik der Aufklärung* (mit M. Horkheimer, 1947), *Philosophie der Neuen Musik* (1949), *Einleitung in die Musiksoziologie* (1962), *Negative Dialektik* (1966).

(...) Wie jedem produktiven Künstler, so «gehört» auch dem Komponisten unvergleichlich viel weniger von seinem Gebilde als die vulgäre, stets noch am Geniebegriff orientierte Ansicht Wort haben will. Je höher geartet ein musikalisches Gebilde, desto mehr verhält sich der Komponist als dessen Vollzugsorgan, als einer, der dem gehorcht, was die Sache von ihm will. Der Spruch Hans Sachsens aus den Meistersingern, der Komponist stelle die Regel sich selbst und folge ihr dann, bezeugt das dämmernde Selbstbewusstsein davon und zugleich den gesellschaftlichen «Nominalismus» der Moderne, der keine substantiell bestätigte künstlerische Ordnung mehr vorgegeben ist. Aber noch die selbstgestellte Regel ist eine solche bloss dem Schein nach. Sie reflektiert in Wahrheit den objektiven Stand des Materials und der Formen. Beide sind in sich gesellschaftlich vermittelt. Der Weg in ihr Inneres ist der einzige zu ihrer gesellschaftlichen Erkenntnis. Die Subjektivität des Komponisten addiert sich nicht zu den objektiven Bedingungen und Desideraten. Sie bewährt sich gerade darin, dass er den eigenen Impuls, der freilich nicht weggedacht werden kann, in jene Objektivität aufhebt. Nicht nur ist er damit an objektive gesellschaftliche Voraussetzungen der Produktion gefesselt, sondern seine eigentliche Leistung, die einer Art logischen Synthesis eigenen Wesens, das Allersubjektivste an ihm, ist schliesslich selbst noch gesellschaftlich. Das kompositorische Subjekt ist kein individuelles, sondern ein kollektives. Aller Musik, und wäre es die dem Stil nach individualistischste, eignet unabdingbar ein kollektiver Gehalt: Jeder Klang allein schon sagt Wir.



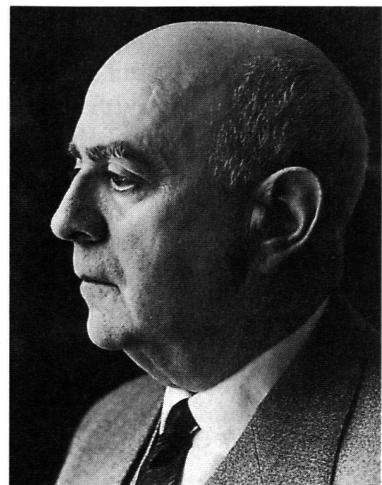
Aus: Adorno, Beethoven – Philosophie der Musik. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

Dieser kollektive Gehalt indessen ist kaum je der einer bestimmten Klasse oder Gruppe. Versuche, Musik auf ihre soziale Zuständigkeit zu fixieren, haben etwas Dogmatisches. Weder Herkunft und Biographie eines Komponisten noch auch selbst die Wirkung von Musik auf eine besondere Schicht besagen soziologisch etwas Verbindliches. Die gesellschaftliche Gestik der Musik von Chopin ist – in einer Weise, deren konkrete Physiognomik noch zu entwerfen wäre – aristokratisch; ihre Popularität aber röhrt gerade von diesem aristokratischen Gestus her. Sie verwandelt gewissermassen den Bürger, der in ihrer wohlautenden Melancholie sich selbst vernehmen möchte, in den Edelmann. Bürgerlich ist die heute lebendige Musik insgesamt; vorbürgerliche wird nur aus historischer Gesinnung exekutiert.

(...) Wohl aber reflektiert Musik in sich die Tendenzen und Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft als einer Totalität. Die Idee der dynamischen

Einheit, des Ganzen in traditioneller grosser Musik war keine andere als die der Gesellschaft selbst. Ungeschieden liegt in ihr die Spiegelung des gesellschaftlichen Treibens – schliesslich des Produktionsprozesses – ineinander mit der Utopie eines solidarischen «Vereins freier Menschen». Der aller grossen Musik bis heute unlösbare Widerspruch des Allgemeinen und Besonderen jedoch – und der Rang von Musik misst sich gerade danach, ob sie diesen Widerspruch formend ausdrückt und schliesslich ihn doch wiederum hervortreten lässt, anstatt ihn durch Fassadenharmonie zu verstecken – ist kein anderer, als dass real das partikulare Interesse und die Menschheit auseinanderweisen. Musik transzendent die Gesellschaft, indem sie durch ihre eigene Gestaltung dem zum Laut verhilft und zugleich das Unversöhnliche im vorwegnehmenden Bilde versöhnt. Je tiefer aber sie daran sich verliert, um so mehr entfremdet sie seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, dem Tristan, sich dem Einverständnis mit der bestehenden Gesellschaft. Macht sie sich von sich aus zu einem Begehrten, gesellschaftlich Nützlichen, von dem die Menschen etwas haben, so verrät sie dem eigenen Wahrheitsgehalt nach die Menschen. Ihr Verhältnis zum Gebrauchswert ist, wie das jeglicher Kunst heute, durch und durch dialektisch. (...)

Schweizer Monatshefte, 38. Jahrgang, Heft 8, November 1958, S. 679 ff.



Theodor W. Adorno (1903–1969).
Quelle: Klassiker der Philosophie II,
Beck, München 1981.

DIE WAHRHEIT IM PROPAGANDA-PLURALISMUS

Noch war die Gutenberggalaxis nicht gänzlich vom Fernsehen und anderen medialen Räumen an den Rand des Rezipientenuniversums gedrängt worden, noch waren Computeranimationen in Hyperrealitäten undenkbar, als auch schon die kulturpessimistischen Stimmen die Verflechtung von Kommunikation und Kommerz und das manipulative Potential der Massenmedien zu kritisieren begannen. Friedrich stellt einer restriktiven Propagandapolitik das demokratische Diktum gegenüber «The cure for propaganda is more propaganda».

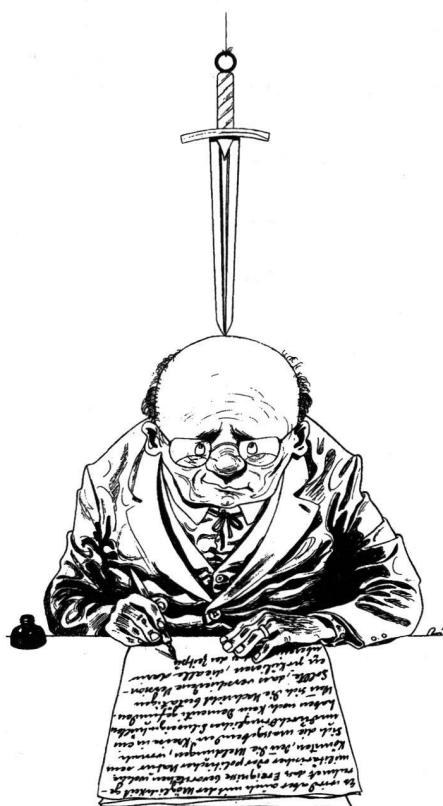
Carl J. Friedrich: DEMOKRATIE UND PROPAGANDA

Carl Joachim Friedrich, wurde 1901 in Leipzig geboren, gestorben 1984. Von 1926 an lehrte er an der Harvard University, 1955 erhielt er außerdem eine Professur in Heidelberg. Eines seiner Hauptwerke: Politik als Prozess der Gemeinschaftsbildung (engl. 1963).

(...) Da es aus Zeit- und Raumgründen unmöglich ist, Informationen vollständig zu übermitteln, bringt jeder Versuch der Information immer zugleich auch den Zwang zur Auswahl mit sich. Entscheidend ist, welches Kriterium, welcher Massstab für eine solche Auswahl verwendet wird. Darauf ist weder in der Wissenschaft noch sonst eine klare und einfache Antwort möglich. Allgemeine Prinzipien, wie etwa Wahrheit, gehen an dem Problem vorbei, weil es sich ja gerade darum handelt, welche von verschiedenen wahren Tatsachen mitzuteilen ist. Bekannt ist das Motto der «New York Times»: «all the news that's fit to print». Wer entscheidet über die fitness, d.h. darüber, ob eine Neuigkeit zum Druck geeignet ist oder nicht? Auch hier kommt man zu einem negativen Merkmal: Wird die Auswahl so vollzogen, dass die Information eine bestimmte Handlung herbeizuführen geeignet ist, also z.B. den Leser zu bestimmen, für eine gewisse Partei zu stimmen, so ist sie als Propaganda zu bezeichnen, insbesondere dann, wenn sie Teil einer bewusst als solche konzipierten Propagandakampagne ist. (...)

Die eingangs skizzierte Anschauung, dass die Demokratie nicht mehr sinnvoll sei, weil der Mensch heute nicht mehr autonom, sondern nur noch im Gefolge von Propaganda entscheide, erweist sich als irrig. Denn gerade der freie Wettbewerb, wie er im Bereich der Massenkommunikation heute üblich ist, erzieht den Menschen zu eigener Meinungsbildung. (...)

Auch im Bereich der Propaganda gelten die beiden alten Wahrheiten und Warnungen: Unbeschränkte Macht korrumpt, und ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit. Die Beschränkung und die Wachsamkeit aber werden am ehesten durch die Bereitschaft und Möglichkeit zu jeglichen Propaganda selbst gesichert.



Der Redaktorakler, April 1944.
Quelle: Bö, Abseits vom Heldenamt, Nebelpalter, Rorschach.

Schweizer Monatshefte, 38. Jahrgang, Heft 8, November 1958, S. 600ff.

MARKT, WETTBEWERB UND «FREIHEIT DURCH EIGENTUM»

Röpke ist vor allem durch zwei Hauptanliegen bekannt geworden: sein kompromissloses Eintreten für die freie Marktwirtschaft und sein beharrliches Hinweisen auf die ethischen Grundlagen, die «Jenseits von Angebot und Nachfrage» liegen. «Eigentum» steht für ihn nicht einfach für materiellen Besitz, sondern ist die Voraussetzung einer Lebensform, die Glück nicht nur anstrebt, sondern auch dem Mitmenschen vermittelt.

Wilhelm Röpke: EIGENTUM ALS SÄULE EINER FREIEN GESELLSCHAFT

Wilhelm Röpke,
1899 bei Hannover geboren, gestorben 1966.
Nach der Habilitation im Fach Nationalökonomie 1922 ging Röpke ans auswärtige Amt in Berlin. 1924 war er außerordentlicher Professor in Jena, 1926/1927 Visiting Professor der Rockefeller Foundation, 1928 ordentlicher Professor in Graz und 1929 wieder in Marburg. 1933 beurlaubt, war er bis 1937 in Istanbul, dann bis 1966 am Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales in Genf. Röpke hatte als überzeugter und überzeugender Liberaler massgeblichen Einfluss auf die Wirtschaftspolitik der Schweiz, der BRD, Italiens und anderer Länder. Als Anhänger einer freien Weltwirtschaft stand er der europäischen Integration skeptisch gegenüber. Drei Ehrendoktortitel und zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zuteil.

(...) In Wahrheit ruht die Marktwirtschaft nicht auf einer Säule allein, sondern auf zweien. Sie setzt nicht nur die grundsätzliche Freiheit der Preise und des Wettbewerbs, sondern auch die Einrichtung des Privateigentums voraus, und zwar in dem echten Sinne der freien und rechtlich geschützten Freiheit der Verfügung über das Eigene unter notwendigem Einschluss der Verfügung von Todes wegen.

Um die Bedeutung des Eigentums für eine freie Gesellschaft recht zu verstehen, haben wir zu begreifen, dass es eine doppelte Funktion hat. Eigentum bedeutet nicht nur, dass, wie das Privatrecht lehrt, die individuelle Sphäre der Entscheidung und Verantwortung gegen diejenige der anderen Individuen abgegrenzt wird. Es gewährleistet vielmehr auch den Schutz der individuellen Sphäre gegenüber der politischen Gewalt. Es zieht nicht nur eine horizontale, sondern auch eine vertikale Grenze, und erst in dieser Doppelfunktion kann das Eigentum voll verstanden werden als die unerlässliche Bedingung der Freiheit. Alle früheren Generationen sozialphilosophischer Denker sind sich darüber einig gewesen. (...)

Wettbewerb als Regulator setzt freie Marktpreise voraus, diese haben zur unerlässlichen Bedingung die echte Selbständigkeit der Wirtschaftseinheiten, und diese steht und fällt mit Privateigentum und Dispositionsfreiheit, die durch keine Planwirtschaft aufgehoben oder gestört ist. Da eine kollektivistische Wirtschaft die letzte Bedingung unter keinen Umständen erfüllen kann, ohne aufzuhören, eine kollektivistische zu sein, so bleibt sie von den Vorteilen des Wettbewerbs in seiner doppelten Funktion als Ordnungs- und als Steuerungsmittel ausgeschlossen. (...)

Keynes hat durch seine ebenso banale wie zynische Bemerkung *«In the long run, we are all dead»* Ruhm und Bewunderung ernten können, obwohl es niemandem hätte entgehen sollen, dass aus dieser Bemerkung derselbe entschieden unbürgerliche Geist spricht wie aus der Devise des Ancien Régime: *«Après nous le déluge»*. Sie verrät die durch und durch unbürgerliche Unbekümmertheit um das Morgen, die einen bestimmten Stil moderner Wirtschaftspolitik geprägt hat und uns verleitet, Schuldenmachen als eine Tugend und Sparen als bedenklich anzusehen. (...)

In Wahrheit kann die Rolle des Eigentums nur verstanden werden, wenn wir es als Beispiel für etwas nehmen, was weit über das Feld des Sichtbaren und Messbaren hinausreicht. (...)

Schweizer Monatshefte, 37. Jahrgang, Heft 6, September 1957, S. 441 ff.

WÜRDE VERSUS MASSE

Vermassung und Würdelosigkeit attestiert der berühmte Psychiater einer Zeit, die den naturwissenschaftlichen Rationalismus zum Dogma erhebt. «Das Ziel und der Sinn des Einzellebens (welches ja das einzige wirkliche Leben ist!) liegt nicht mehr in der individuellen Entwicklung, sondern in der dem Menschen aufgepressten Staatsraison. Dem Individuum wird die moralische Entscheidung seines Lebens zunehmend entzogen, es wird dafür als soziale Einheit verwaltet, ernährt, gekleidet, ausgebildet, logiert und amüsiert.» Heutzutage erheben sich mehr und mehr Stimmen aus einer ganz anderen Richtung, die ebenfalls gegen diese «Staatssklaverei» Sturm laufen.

Carl Gustav Jung: GEGENWART UND ZUKUNFT

Carl Gustav Jung,
1875 im Thurgau geboren, gestorben 1961.
Begründer der (unter dem Einfluss von Freud gegen diesen entwickelten) analytischen Psychologie. Die Entwicklung der Persönlichkeit sah Jung als einen Prozess der Individuation, d.h. als eine innerseelische Entwicklung im Sinne der Integration des kollektiv und subjektiv Unbewussten zu einem das bewusste Ich übersteigenden Selbst, an.

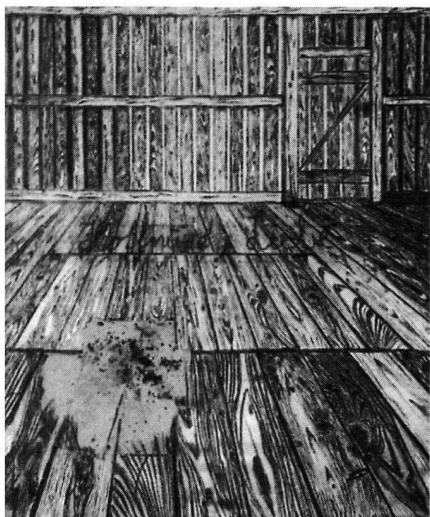
Wie die Kirchen, so fordert auch der Staat Enthusiasmus, Aufopferung und Liebe. (...)

Wenn der Aufklärer seinen Angriff hauptsächlich auf die von der Tradition behauptete Wunderwirkung des Ritus richtet, so trifft er in Wirklichkeit völlig daneben. Die Hauptsache, nämlich die psychologische Wirkung, wird übersehen, obschon sich beide Parteien eben gerade dieser Wirkung, zu entgegengesetzten Zwecken allerdings, bedienen. Eine ähnliche Situation besteht auch hinsichtlich der Zielvorstellungen: Das religiöse Ziel, die Erlösung vom Bösen, die Versöhnung mit Gott und die Belohnung im Jenseits verwandeln sich in die diesseitigen Versprechen der Befreiung von der Sorge ums tägliche Brot, der gerechten Verteilung der materiellen Güter, des zukünftigen allgemeinen Wohlstandes und der Verkürzung der Arbeitszeit. Dass die Erfüllung letzterer Versprechen noch ebenso unsichtbar ist wie das Paradies, bedeutet nur mehr eine weitere Analogie und bekräftigt die Tatsache der Massenkonversion von einem extramundanen Ziel der menschlichen Bestimmung zu einem ausschliesslichen Diesseitigkeitsglauben, welcher der Menschheit mit derselben religiösen Inbrunst und Ausschliesslichkeit angepriesen wird, wie die Konfessionen es in der entgegengesetzten Richtung auch nicht anders wollen. (...)

Wie ich schon oben andeutete, hat der Diktaturstaat über die Rechtlosigkeit des Individuums hinaus diesem auch noch seelisch den Boden unter den Füssen dadurch weggezogen, dass er es der metaphysischen Begründung seiner Existenz beraubt hat. Es kommt auf die sittliche Entscheidung des Einzelmenschen nicht mehr an, nur noch auf die blinde Bewegung der betörten Masse, und die Lüge ist zum eigentlichen Prinzip des politischen Handelns geworden. Der Staat hat daraus auch die letzten Konsequenzen gezogen, wie die Existenz vieler Millionen völlig entrechteter Staatssklaven unwiderstprechlich darstellt.

Beide Seiten, der Diktaturstaat sowohl als auch die konfessionelle Religiosität, betonen in ganz besonderem Masse dies Idee der Gemeinschaft. Diese bildet das eigentliche Ideal des «Kommunismus» und wird dem Volke dermassen aufgezwängt, dass das genaue Gegenteil der gewünschten Wirkung eintritt, nämlich trennendes Misstrauen. Auf der anderen Seite tritt die nicht minder betonte Kirche als Gemeinschaftsideal auf, und wo erstere, wie im Protestantismus, notorisch schwach ist, kompensiert die Hoffnung auf oder der Glaube an ein «Gemeinschaftserlebnis» den schmerzlich empfundenen Mangel an Zusammenhang. Wie man leicht sehen kann, ist die «Gemeinschaft» ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Organisation von Massen und darum ein zweischneidiges Schwert. Wie die Addition von Nullen niemals eins ergibt, entspricht auch der Wert einer Gemeinschaft dem geistigen und moralischen Durchschnitt der in ihr zusammengefassten Individuen. (...)

Schweizer Monatshefte, 36. Jahrgang, Sonderbeilage zur Märznummer 1957, S. 1ff.



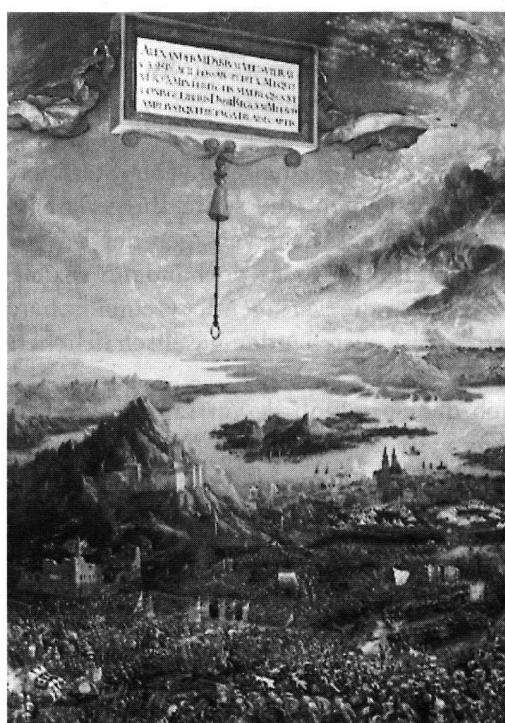
ZWISCHEN WELTFLUCHT UND WISSENSCHAFTSKULT

In einer Epoche, die zwischen apokalyptischer Weltuntergangsstimmung und wirtschaftswunderndem Machbarkeitswahn hin und her schwankt, sucht Kokoschka im wahrsten Sinne des Wortes nach «VorBildern», die das Scheitern mit dem Überleben versöhnen, die dem Menschen sein Menschsein wieder geben.

Oskar Kokoschka: DAS AUGE DES DARIUS

Oskar Kokoschka,
geboren 1886 in
Pöchlarn, gestorben
1980 bei Montreux.
Einer der bedeutendsten
österreichischen Maler
des 20. Jahrhunderts.
Mitglied des Sturm-Kreis;
1938 Emigration
nach England. Dramen,
Erzählungen, Essays.

Albrecht Altdorfer, Ausschnitt
aus Sieg Alexanders des Grossen
über den Perserkönig Darius in
der Schlacht bei Issos, 1529.
Quelle: Weltgeschichte der Kunst,
Prestel, München 1992.



(...) Was ist Wirklichkeit, wo beginnt sie und wie wird sie begrenzt? Mittags, an einem Sonntag in strömendem Regen, langte ich auf der letzten Etappe vor meiner Rückkehr nach London in München an. Ausgestorben war die Stadt und ausgebombt, weshalb ich mich zu den alten Bildern in der Pinakothek wendete in dem von Hitler erbauten, «bombenfesten Haus der Kunst», welches der Zerstörung standgehalten hat und wo die berühmte Bildersammlung untergebracht ist. Noch einmal wollte ich vor der «Alexanderschlacht» von Altdorfer das Rätselraten fortsetzen, was ist Wirklichkeit? (...)

Es ist nicht leicht, selbst nach angestrengtem Suchen, die nicht einmal stecknadelgrosse Gemme des Antlitzes des *Darius* im Gewimmel der Zehntausend ausfindig zu machen. Noch schwerer ist es, in dem abgewandten Gesicht des im Streitwagen flüchtenden Königs der Könige den Blick des Geschlagenen zu erhaschen. Viel schneller ist *Alexander der Grosse* auf seinem Schlachtkreuz Bukephalos auszunehmen wegen seiner silbern scheinenden Rüstung (...)

In grosser römischer Schrift und römischen Ziffern wird von dem Triumph des Grossen Alexander berichtet; in Zahlen sind Sieger und Erschlagene gegeben. Wer dächte nicht beim Lesen der Namen der Grossen und der Daten und Siege, wie sie die Geschichte überliefert, daran: Was ist am Menschen doch und wären ihm alle Königreiche und Herrlichkeiten der Welt zu Füssen

gelegen? Wenn so in wenigen kargen Worten und Zahlen ausdrücken wäre, was vom Menschen bleibt, in seiner Vergänglichkeit einer Ameise gleich, auf die man achtlos tritt, und seiner Geschichte, da könnte das Bild ebensogut menschenleer bleiben. (...)

«Ich will mich nicht beugen! Ich kann nicht untergehen!» Dies sagt ein Menschenblick, das Auge des Darius, aus einem Farbstäubchen im Mittelgrund des kosmischen Bildes des Altdorfer. So winzig klein auch das Antlitz, die ganze Figur, ja das Heer der Zehntausend und das der Griechen dazu uns erscheinen mag, was sich da als unser Erlebnis von einer monotonen Geschichte der Menschheit abhebt, es bleibt der tieftraurige Blick eines Menschen, der bewusst sein Antlitz von der Glorie der untergehenden Sonne abwendet. Er erkennt, er ist besiegt! Monoton und starrsinnig ist darin die Behauptung des Lebens trotzdem, wie die Einzelakte der Beethovenschen Fuge. Und diese Behauptung ist ins Angesicht des metaphysischen Jenseits gesleudert! Unversehens hat mich dieser Blick aus einem Tagtraum aufgeweckt, welchen die anderen ihren Alltag nennen. Auf einer Flucht durch die Zeit hat mich dieser Blick des Besiegten angehalten und erweckt.

Schweizer Monatshefte, 36. Jahrgang, Heft 1, April 1956, S.232ff.

SOZIALPOLITIK ALS ÜBERBRÜCKUNGSHILFE

Fritz Rieter hat die «Schweizer Monatshefte» über Jahrzehnte massgeblich mitgeprägt und mitgetragen. Er tat dies als «Schriftleiter» nicht in Form von längeren Aufsätzen, sondern durch kurze Kommentare, Buchbesprechungen und Nachrufe und durch die Auswahl von Themen, Autoren und Texten. Es ist wohl kein Zufall, dass eine seiner ausführlichsten Besprechungen dem Thema Sozialpolitik gewidmet ist und mit Gedanken operiert, die – bereits damals – im ursprünglichen Sinn «konservativ» waren. Sie dürften heute, angesichts der leeren Staatskassen, unter ganz andern Bedingungen aber aus dem selben Gesichtswinkel, wieder aktuell werden.

Fritz Rieter: SOZIALPOLITIK IN EINER FREIHEITLICHEN GESELLSCHAFTSORDNUNG

Fritz Rieter,

1887 in Zürich geboren, gestorben 1970. Doktorat in Jura 1911 an der Universität Leipzig. 1922 war Rieter im diplomatischen Dienst in Japan und Indien und trat später ins Instruktionskorps der Schweizer Armee ein. Von 1946–1970 Präsident des Vorstandes der «Schweizer Monatshefte», von 1958–1967 ihr Redaktor.

(...) Die Sozialpolitik übt starke Einflüsse auf das wirtschaftliche und politische Leben aus. Da sie durch die rechtliche und wirtschaftliche Struktur des Landes bestimmt wird, gibt es auch eine spezifisch schweizerische Sozialpolitik, welche den staatsrechtlichen und politischen Voraussetzungen der Schweiz entspricht und ihrer Wirtschaftsstruktur Rechnung trägt. Sie ist in ihrer Begründung und Zielsetzung weitgehend weltanschaulich bedingt. Es ist daher schwer, innerhalb der nicht-sozialistischen politischen Richtungen eine grundsätzliche Minimalbasis einer gemeinsamen bürgerlichen Sozialpolitik zu erarbeiten. (...)

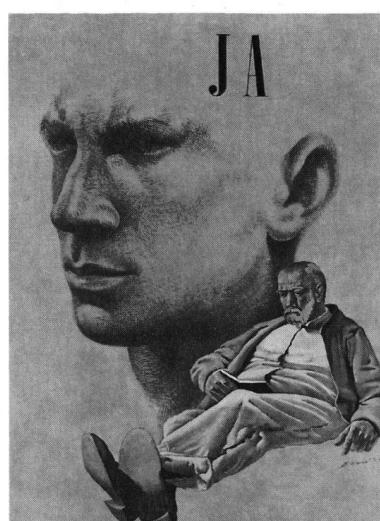
Eine Gefahr für die menschlichen Beziehungen im Betrieb ist die falsch verstandene Autorität. Wer von Prestige spricht, hat es bereits verloren. Autorität und Achtung können nur durch Charakter und Leistung gewonnen werden. Diese Werte müssen auch im persönlichen Benehmen und im Privatleben feststellbar sein. Von ausschlaggebender Bedeutung ist auch die Zusammenarbeit innerhalb der Geschäftleitung selbst. Jeder freue sich am Erfolg des anderen und lasse den anderen erfolgreich sein. Ehrsucht, Unoffenheit, Missgunst und Rücksichtslosigkeit innerhalb der Geschäftsleitung haben einen unheilvollen Einfluss auf die menschlichen Beziehungen im Betrieb.

Für eine befriedigende Gestaltung der menschlichen Beziehungen im Betrieb braucht es Geduld, innere Überzeugung, einen unerschütterlichen Glauben an den Mitmenschen, also Güte und Liebe, ohne welche die beste betriebliche Sozialpolitik und alle gesetzlichen Vorkehren des Staates fruchtlos bleiben.

Echte Sozialpolitik ist immer nur ergänzend und helfend. Der Staat hat normalerweise nur jene Aufgaben zu übernehmen, die seine Bürger nicht erfüllen können. Beruht dieses Unvermögen auf einem Versagen der Bürger oder ihrer Gemeinschaftsbildungen, so muss der Staat vorhandene soziale Notzustände überbrücken, gleichzeitig aber die versagende Gemeinschaft wieder zur Ausübung der ihr natürlicherweise zustehenden gesellschaftlichen Funktionen zurückführen.

(...) Grundsätzlich geht im Bereich der Sozialpolitik Vertrag vor Gesetz. Wo Gesetze nötig sind, hat sich der Staat auf Rahmenerlasse zu beschränken, die das bisherige Ergebnis der privaten Sozialpolitik gebührend berücksichtigen. (...)

Schweizer Monatshefte, 35. Jahrgang, Heft 7, September 1955, S. 344 ff.



GESTALTUNG UND UMGESTALTUNG

Kaum sechs Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, reflektiert Spranger, hört man wieder die Rede von der Kulturkrise, wie sie vor dem ersten Desaster angehoben hatte. Die Frage nach dem Sinn stellt sich jetzt gar noch drängender als damals. Spranger aber begreift eben diese Krisensituation – als welche die Gegenwart fast immer erfahren wird, wie er in einem philosophiehistorischen Spaziergang zeigt – als Chance und Katalysator für philosophisches Denken, für neue Deutungen des Kulturprozesses.

Eduard Spranger: DIE GEBURT DES GESCHICHTSPHILosophischen DENKENS AUS KULTURKRISSEN

Eduard Spranger,
1882 in Berlin geboren,
1963 gestorben. Er war
ein Schüler Wilhelm
Diltheys und forschte
im Bereich der Kultur-
philosophie, Psycholo-
gie und einer geistes-
wissenschaftlich
orientierten, normativen
Pädagogik, deren füh-
render Theoretiker
er wurde.

(...) Ringsum ist das unheimliche Bewusstsein emporgewuchert: Der moderne Kulturprozess ist nicht mehr lenkbar. Das Abendland hat ihn angekurbelt; nun läuft die gewaltige Maschine mit immer zunehmender Geschwindigkeit nach eigenem Gesetz. Diese Kultur, von Menschen geschaffen, um das menschliche Los auf Erden zu erleichtern, wirkt auf die Lebenden wie eine fremde Macht zurück. Der Druck der Natur auf den Menschen mag sich durch die Errungenschaften der Technik gemildert haben. Der Druck der Kultur ist um so stärker geworden. Das ist die tiefere Ursache der Rede von der Kulturkrise, die seit 40 Jahren in Europa nicht mehr verstummt ist. Die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts sind vielleicht nur Auswirkungen jener Ohnmacht; sie sind ungeheure Explosionen der Maschine, die anscheinend niemand mehr zum Heilsamen steuern kann. Um so dringlicher ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Frage geworden: Was hat die Geschichte eigentlich für einen Sinn?

Die letzte Wurzel der Frage nach dem Sinn liegt im Leben des Einzelnen. Niemand von uns könnte weiter existieren, wenn er nicht die stille Voraussetzung mache: Das Leben hat einen Sinn. Er mag ihn nur im Genuss suchen, oder in der Betrachtung, die zur Weisheit führt; er mag ein Werk gestalten wollen oder sich selbst, seiner Persönlichkeit, eine wertvolle Gestalt zu verleihen streben. Irgendein «Wozu» muss das Dasein haben. Andernfalls versinkt es im Nihilismus. Die Kultur, an welcher der Mensch mitarbeitet, gehört auf die Seite des Werkes, ja sie ist das grösste seiner Werke. Wenn dieses objektive, überindividuelle Gebilde selbst keinen Sinn hätte, so würde auch die Kulturarbeit des Einzelnen sinnentleert. Denn er fügt dem Historisch-Gewordenen, das schon als massiver Bau vor ihm steht, nur ein Steinchen hinzu. Das aber soll an eine Stelle gesetzt werden, wo es Sinn hat. So erheben wir auch für das grosse Leben, das durch Jahrhunderte und Jahrtausende hinzieht, das Postulat, dass es sinnvolle Gehalte verwirklichen soll. Wir leben also nicht nur aus der stillen Voraussetzung, dass unser kleines Dasein einen Sinn hat; vielmehr müssen wir darüber hinaus glauben dürfen: Die Geschichte als Ganzes hat einen Sinn. (...)

Schweizer Monatshefte, 34. Jahrgang, Heft 1, April 1954, S. 11ff.

GESCHICHTSBILDER ALS HILFEN UND HINDERNISSE

In den fünfziger Jahren begann in Deutschland der Prozess der Vergangenheitsbewältigung, jene Mischung von Verdrängung, Selbstanalyse und Selbstanklage – in vielfältigsten Kombinationen. In der Schweiz herrschten damals günstige Voraussetzungen für eine erste nüchterne und differenzierte Beurteilung des «Dritten Reichs», für ein Aufräumen mit Lügen und Mythen, jenseits aller Kriegspropaganda. Walther Hofer hat damals in einer essayistischen Sammelrezension Überlegungen angestellt, die erst viel später – und leider auch durch gegenseitige Feindbilder verzerrt – im Historikerstreit der achtziger Jahre wieder aufgetaucht sind.

Walther Hofer: WEGE UND IRRWEGE GESCHICHTLICHEN DENKENS

Walther Hofer,
1920 in Kappelen BE geboren, Historiker und Politiker. Seit 1950 Dozent, seit 1959 Professor für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Vorlesungen an der deutschen Hochschule für Politik. 1959/1960 Gastdozent an der Columbia Universität in New York. 1960 Professor für neuere Geschichte an der Universität Bern. Mitherausgeber der Werke von F. Meinecke. Seine Forschungen beschäftigen sich vor allem auch mit der Kriegsschuldfrage. 1963–1979 Berner Nationalrat, Präsident der Kommission für auswärtige Angelegenheiten. 1967–1980 als Mitglied des Europarates massgeblich an der Aufnahme Portugals und Spaniens beteiligt.

(...) Historisches Verstehen bedeutet letztlich «Vergegenwärtigung», das Vergangene gegenwärtig machen.

Wenn man die damit erkannte unausweichliche Gegenwartsgebundenheit des historischen Verstehens logisch begriffen hat, dann braucht man sich nicht mehr über die Tatsache zu verwundern, dass die Aufgabe der Schaffung eines Geschichtsbildes von jeder Generation neu in Angriff genommen werden muss. Schon aus dieser Tatsache erhellt die Verantwortlichkeit des geschichtlich Denkenden gegenüber dem Leben. Noch augenfälliger wird diese Verantwortung, wenn wir den zweiten Punkt näher betrachten.

Was bedeutet die Tatsache von der Einheit der Geschichte als Gedanke und als Tat im letzten Grunde für die Formung und das Wesen des historischen Bewusstseins im allgemeinen und für die Geschichtsschreibung, d. h. für die Arbeit des Historikers im besonderen? (Denn er gibt ja dem historischen Bewusstsein seines Volkes, seiner Generation die wesentlichen Inhalte.) Der Historiker– und in weiterem Sinn jeder, der historisch argumentiert – übernimmt durch seine Erforschung der Vergangenheit insofern eine grosse Verantwortung gegenüber der Gegenwart, als jene ständig auf diese einwirken kann. Geschichte als Gedanke und Geschichte als Tat stehen in ständiger Wechselwirkung. Je grösser aber die Leidenschaft ist, mit welcher ein Volk seine Wesensgründe in der Geschichte sucht, je intensiver also sein historisches Bewusstsein entwickelt ist, desto grösser ist der Anteil dieser Bestrebungen an seiner Wesens- und Schicksalsgestaltung. Je mehr ein Volk sich selbst im Bilde seiner Geschichte erkennt, je mehr es damit seine Impulse aus seiner Geschichte empfängt, desto grösser ist die Verantwortung derer, die dieses Geschichtsbild schaffen. (...)

Schweizer Monatshefte, 30. Jahrgang, Heft 4, Juli 1950, S. 238ff.

DIE IRRTÜMER DER INTELLEKTUELLEN

Die Beherrschung der Naturkräfte, die den Fortschritt der technischen Zivilisation ermöglicht hat, verleitet die Menschen zur Annahme, es seien mit den Methoden der rationalen Planung auch in Politik, Wirtschaft und Kultur vergleichbare Fortschritte zu erzielen. Die Komplexität historisch gewachsener sozialer Kommunikationsnetze verweist aber diesen intellektuellen Machbarkeitswahn in den Bereich der fatalen Täuschungen, und zwar schon 1949, vierzig Jahre vor der grossen Pleite der sozialistischen Planwirtschaft. Einmal mehr haben sich vielgeschmähte Thesen eines Aussenseiters im späteren Verlauf der Geschichte als stichhaltig erwiesen.

Friedrich August von Hayek: DIE INTELLEKTUELLEN UND DER SOZIALISMUS

Friedrich August

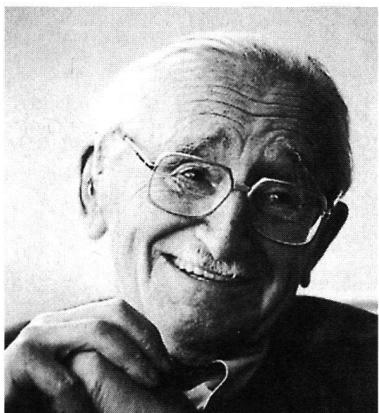
von Hayek,
1899 in Wien geboren,
Volkswirtschaftler und
Sozialphilosoph. 1992
in Freiburg/Br. gestor-
ben. 1931–1950 wirkte
er als Professor an der
London School of Econo-
mics, 1950–1962 an
der Universität Chicago,
später an der Univer-
sität Freiburg/Br. Hayek
ist Vertreter des klassi-
schen Liberalismus und
Verfechter einer libera-
len Wirtschafts- und
Gesellschaftsordnung.
Zu seinen Hauptwerken
zählt *Die Verfassung der
Freiheit* (1960) und die
dreibändige Aufsat-
zung *Recht, Ge-
setzgebung und Freiheit*
(1980). Die «Schweizer
Monatshefte» haben
1992 ein Sonderheft
«In memoriam Friedrich
August von Hayek» mit
Aufsätzen des Ökono-
men herausgegeben.

(...) Dass sie neue Ideen nicht nach ihrem spezifischen Wert, sondern nach der Leichtigkeit beurteilen, mit der sie sich in das allgemeine Weltbild einfügen lassen, das ihnen als modern oder fortschrittlich erscheint, ist vielleicht der charakteristischste Zug der Intellektuellen. Durch diesen Einfluss, den gerade allgemeine Ideen auf den Intellektuellen und seine Meinungen über konkrete Fragen haben, wächst die Macht von Ideen zum Guten oder Bösen mit ihrer grösseren Allgemeinheit, Abstraktheit und oft sogar ihrer Unklarheit. Weil der Intellektuelle auf den Einzelgebieten wenig wirkliche Kenntnisse hat, muss sein Kriterium vor allem die Vereinbarkeit neuer Ideen mit seinem ganzen Weltbild sein.

Das geistige Klima einer Periode wird so zumeist von einigen wenigen Grundbegriffen und allgemeinen Vorstellungen bestimmt, die das Urteil der Intellektuellen leiten. Diese Vorurteile sind gewöhnlich Folgerungen, die sie aus neuen wissenschaftlichen Fortschritten ziehen. (...) Man könnte eine lange Liste von Modeideen und Schlagwörtern aufstellen, die im Laufe der letzten zwei oder drei Generationen nacheinander das Denken der Intellektuellen beherrscht haben. Ob es nun die «historische Methode» oder die Darwinsche Entwicklungstheorie war, der universelle Determinismus des neunzehnten Jahrhunderts oder der Glaube an den entscheidenden Einfluss, den die Umgebung im Vergleich mit den ererbten Anlagen auf die Entwicklung des Individuums ausübt, oder ob es die Relativitätstheorie oder der Glaube an die Macht des Unbewussten war: all diese und viele andere ähnliche Ideen allgemeinsten Art haben durch lange Zeit als Auswahlprinzipien auf Gebieten gedient, mit denen sie eigentlich nichts zu tun hatten.

Die Rolle der Intellektuellen bei der Fortbildung der sozialen Ideale im engeren Sinne ist nur scheinbar anders geartet. Ihre charakteristische Einstellung drückt sich hier darin aus, dass sie abstrakte Schlagwörter schaffen, Normen, die sie im täglichen Verkehr der Menschen bilden, rationalisieren und überspitzen. Da sich die Demokratie als eine zweckmässige Institution erwiesen hat, so scheint ihnen jede Entwicklung zu immer vollständigerer Demokratisierung aller Institutionen als unbezweifelbarer Fortschritt. Noch mächtiger als dieser Glaube an die unbegrenzten Vorteile demokratischen Verfahrens hat sich das Verlangen nach materieller Gleichheit erwiesen. Kein anderes Ideal hat die politische Entwicklung in neuerer Zeit so sehr beeinflusst wie diese Forderung, die charakteristischerweise keineswegs ein Wert ist, der sich spontan aus den sozialen Beziehungen gebildet hat. Nicht aus den Erfahrungen mit konkreten menschlichen Beziehungen, sondern aus theoretischen Spekulationen leitet sich diese Forderung ab, von deren praktischer Bedeutung und Auswirkung sich kaum jemand eine greifbare Vorstellung zu machen vermag. (...)

Friedrich August von Hayek



Schweizer Monatshefte, 29. Jahrgang, Heft 5, August 1949, S. 273ff.

SCHON DAMALS: BUNDESVERFASSUNG IM BLICKPUNKT

Das entscheidende historische Ereignis, dessen 150. Jubiläum die Schweiz in zwei Jahren begehen wird, fand – so kurze Zeit nach den beiden Weltkriegen – zu seiner Jahrhundertfeier forschende Beachtung. Max Huber reflektiert über die heute noch bestehenden Spannungen zwischen Reform, also fruchtbare Veränderung, radikaler, abstrakter «Revolution» ohne Wurzel in der Geschichte und einer Paralyse, die zum Tod führt.

Max Huber: BEHARRUNG UND WANDLUNG

Max Huber,
1874 in Zürich geboren,
gestorben 1960, war
Jurist und Diplomat.
Nach einem Jurastudium
und ausgedehnten
Studienreisen übernahm
er eine Professur für
Staats-, Völker- und
Kirchenrecht an der Uni-
versität Zürich. Er hatte
viele öffentliche Ämter
inne; so amtete er zwi-
schen 1922 und 1930
am Ständigen Internatio-
nalnen Gerichtshof in
Den Haag und war ab
1928 Präsident des In-
ternationalen Komitees
vom Roten Kreuz. Ab
1947 widmete er sich
schriftstellerischen
Tätigkeiten. Zehn Mal
wurde er mit dem Dok-
tortitel ehrenhalber aus-
gezeichnet.

(...) Die Verfassung von 1848 gehört sicherlich zu den grossen, positiven und glücklichen Taten unserer Geschichte. Dass die Schweiz die zwei Weltkriege überstanden hat, ohne in ihren materiellen und geistigen Grundlagen zerstört zu werden, und dass sie in einer Zeit so tiefgreifender und zerstörender Wandlungen durch positive Auseinandersetzung mit dem Neuen eine so grosse Stabilität hat bewahren können, ist ein Wunder. Den Eindruck des Wunders, das heisst des von Verstand und Erfahrung aus Nicht-Erklärbaren und doch sinnvoll Zusammenhängenden macht der Blick auf die ganze bisherige Geschichte der Schweiz; sie gleicht einer Höhenwanderung, an Abgründen vorbei.

Die heutige Lage ist nicht weniger ernst als je. Allein schon die Tatsache, dass die Schweiz inmitten eines aufgewühlten, verarmten und grossenteils zerstörten Europas liegt, macht uns klar, dass wir nicht auf die ungestörte Dauer unseres bevorzugten Daseins zählen können. Wir müssen darauf gefasst sein, unter erheblich ungünstigeren Verhältnissen durchhalten zu müssen. Wie für die Bergsteiger der Abstieg meist gefährlicher ist, wie im Kriege ein geordneter Rückzug die grössten Anforderungen an die Disziplin eines Heeres stellt, so wird die Zukunft von unserem Volk vom Besten fordern, was es in der Vergangenheit geleistet hat, um sich zu behaupten.

Unsere wunderbare bisherige Bewahrung ist sicherlich in letzter Linie nicht unserer eigenen Bewährung zu danken. Aber gerade darum ist es unsere Schuldigkeit, das Beste und Letzte aus uns herauszuholen. Das bedeutet: Handeln im steten Bewusstsein der Verantwortung, der Verantwortung gegenüber den Vorfahren, die uns ein wertvolles Erbe übermittelt haben, und der Verantwortung gegenüber unsren Nachfahren, für die wir uns als Treuhänder fühlen müssen. (...)

Schweizer Monatshefte, 28. Jahrgang, Heft 6, Mai 1948, S.338ff.

AUSGANGSLAGEN DAMALS UND HEUTE

Im Gefolge der Französischen Revolution flossen die Ideen freiheitlicher Demokratie und nationaler Einheit in die neue Helvetik ein und riefen hitzige Kontrahenten auf den Plan: Die Revolutionäre und die Traditionalisten. Diese Kluft zeigte sich auch im Streit um das Verhältnis von Staatenbund und Bundesstaat. Edgar Bonjour untersucht zum 100jährigen Bestehen der Bundesverfassung die widerstrebenden Strömungen jener Zeit und ihre Bündelung und Aussöhnung in der innerhalb von nur zwei Monaten entwickelten Verfassung der Schweiz.

Edgar Bonjour: DIE GRÜNDUNG DES SCHWEIZERISCHEN BUNDESSTAATES

Edgar Bonjour, geboren 1898 in Bern, gestorben 1991. Nach dem Studium der Geschichte zwischen 1935 und 1968 Ordinarius für Schweizer Geschichte und neuere allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Im Auftrag des Bundesrates verfasste er einen Bericht über die Neutralität der Schweiz im Zweiten Weltkrieg (sog. Bonjour-Bericht). – Werke u.a.: Geschichte der schweizerischen Neutralität, 9. Bd. (1971–1980), Verfassung (1978), Erinnerungen (1984), Freundschaftsbriefe (1987). Bonjour wirkte auch als Herausgeber von Schillers historischen Schriften u.a. Zwei Ehrendoktortitel und die Mitgliedschaften in verschiedenen Akademien der Wissenschaften zeugen von der allgemeinen Wertschätzung dieses Historikers.

(...) Im Ökonomischen die kantonale Souveränität zu Gunsten einer zentralen Instanz zu beschneiden, gehörte zu den grössten, eine Zeitlang fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, welche die Revisionskommission zu meistern hatte. Schliesslich einigte man sich dahin, dem Bunde das Zollwesen zu überlassen, die vielen Verkehrsschranken im Innern des Landes aufzuheben und den eidgenössischen Zollkordon an die Landesgrenze zu verlegen. Jetzt erst wuchs die Eidgenossenschaft zu einem eigentlichen Wirtschaftskörper zusammen, der imstande war, schweizerische Wirtschaftspolitik zu treiben und Wirtschaftskriege zu führen.

Durch diese Ordnung der sogenannten materiellen Verhältnisse erhielt der Bund eigene Mittel; da er von den Ständen finanziell nicht mehr abhängig war, konnte er sich zum kräftigen Staat entwickeln. Die im Budgetentwurf der Revisionskommission eingesetzten Bundesausgaben haben sich seither verhundertfacht, obgleich sich die Bevölkerung kaum verdoppelte. Das ist eine Folge des dem Bunde erteilten Rechtes, auf Kosten der Eidgenossenschaft öffentliche Werke zu errichten. Er hat davon, durch die Umstände gedrängt, kräftigen Gebrauch gemacht, indem er eine Politik der Subventionen einleitete – ein etatistisches Gebaren, das den Werkmeistern der Bundesverfassung noch fernlag.

Der bereinigte Entwurf der Bundesverfassung zeigte nicht das logische Ebenmass und die theoretische Schönheit früherer eidgenössischer Konstitutionen wie der helvetischen Verfassung, erwies sich dafür aber als lebensfähig. Mit wachem Sinn für das Mögliche hatten die Radikalen ihr ungestümes Zentralisationsstreben gezügelt, nicht bloss, um in kluger Berechnung die Annahme des Verfassungswerkes durch die Stände und das Volk zu sichern, sondern ebenfalls aus Achtung vor der Eigenart und Überlieferung des Landes. (...)

Schweizer Monatshefte, 28. Jahrgang, Heft 2, Mai 1948, S. 73ff.



DER FREIHEITSKAMPF DER EIDGENÖSSISCHEN BUNDESGRÜNDER

VON PROF. DR. KARL MEYER

VERLAG HUBER & CO. FRAUENFELD

Umschlaggestaltung

ETATISMUS – HOFFNUNG, ENTTÄUSCHUNG, VERBITTERUNG

William E. Rappard ist auf der Liste des «Landesrings der Unabhängigen» in den Nationalrat gewählt worden und distanzierte sich in einem grundlegenden Artikel vom populären Vorstoss dieser Partei. Politik hat psychologische Motive und psychologische Folgen, sie hat auch wirtschaftliche Motive und wirtschaftliche Folgen, und die Motive und Folgen können sich in vielfältigster Weise überlagern. Es ist ein besonderer Glückfall, wenn ein Wissenschaftler die verantwortungsethische Frage nach den Folgen stellt und diese aus der Sicht seiner Disziplin, aber auch über deren Grenzen hinaus klärend und aufklärend analysiert.

William E. Rappard: RECHT AUF ARBEIT?

William E. Rappard,
1883 in New York geboren, gestorben 1958.
Rappard studierte Volkswirtschaft und Jura in Genf, München, Berlin, Harvard, Paris und Wien. Er unterrichtete Wirtschaftsgeschichte in Genf (1910/11) und war Extraordinarius in Harvard von 1911 bis 1913. Ab 1913 übernahm Rappard das Ordinariat für Wirtschaftsgeschichte in Genf. 1927 gründete er in Genf das Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales. Seit 1928 Mitglied beim Völkerbundsrat, Präsident der internationalen Konferenz für Wirtschaftsstatistik. Von 1941–1943 Nationalrat. 1944 einer der Gründer des Schweizer Hilfskomitees für Österreicher. Verfasser vieler Schriften, u. a.: *La constitution fédérale de la Suisse*, 1948.

(...) Die Prosperität unseres Vaterlandes haben wir, das muss allgemein zugegeben werden, in erster Linie der Wirkung des menschlichen Faktors zu verdanken. Nicht dank einem natürlichen Reichtum – das kann nicht oft genug wiederholt werden –, sondern vielmehr trotz der Dürftigkeit seiner eigenen Hilfsquellen hat sich das Schweizer Volk zu dem aussergewöhnlichen Grade seines Wohlstandes erhoben. Arbeitseifer, beruflicher Ehrgeiz, persönliche Ehrlichkeit, vertrauensvolles Zusammensehen von Meister und Angestellten; Energie, Unternehmungsgeist und Billigkeit auf der einen, freiwillig geleistete Einordnung an den Arbeitsstätten auf der andern Seite. Das sind die psychologischen, moralischen und sozialen Fundamente unseres nationalen Gebäudes.

Um eine vorgeschlagene Reform wie das «Recht auf Arbeit» vernünftig zu beurteilen, muss man sich daher fragen, welche Rückwirkungen ihre Anwendung auf die Entwicklung unserer Industrien hätte. Wir haben schon gesehen, dass diese Industrien, wollte man das vermeintliche Recht zu einer rechtlichen Realität erheben, Gefahr liefern, entweder durch staatlich Unternehmungen ersetzt oder, indem man ihnen untragbare Belastungen und Einschränkungen auferlegt, zugrunde gerichtet zu werden.

Ich fasse daher meinen ersten und hauptsächlichsten Einwand gegenüber der zur Diskussion stehenden Initiative folgendermassen zusammen: Entweder ist sie eine einfache Wahlgeste, die anfangs Hoffnungen hervorruft, hernach aber bittere Enttäuschungen bringt – oder sie stellt eine effektive Gefahr für das Gedeihen des Landes dar. Sie wäre ein Betrug, wenn sie nicht dazu bestimmt wäre, etwas Wesentliches an der gegenwärtigen Situation zu ändern. Bliebe sie illusorisch, so riefe sie bei allen jenen, die sich von ihr eine tatsächliche Vermehrung ihrer sozialen Sicherheit versprochen hätten, eine furchtbare und berechtigte Verbitterung hervor. Außerdem böte sie unseren eidgenössischen Behörden eine bedauerliche Gelegenheit mehr, sich über unser Grundgesetz hinwegzusetzen. Aber noch grösser wäre das Unglück, wenn man versuchte, dem vorgeschlagenen verfassungsmässigen Text eine seinem Wortlaut und den damit geweckten Hoffnungen angemessene Anwendung zu verschaffen. Denn das zöge die Schweiz unweigerlich noch tiefer in die Bahnen des Etatismus hinein. Man liefe tatsächlich Gefahr, bei der Lahmlegung der freien Initiative und im Ruin der privaten Betätigungen zu enden, die Basis und gleichzeitig Bedingung unserer nationalen Entwicklung sind.

Ausser diesen politischen und wirtschaftlichen, leicht fassbaren und meines Erachtens durchaus entscheidenden Betrachtungen scheint mir die Initiative noch eine besonders heimtückische Gefahr zu bergen. Diese der psychologischen Ordnung zugehörende Gefahr lässt sich weniger leicht logische demonstrieren. (...)

Schweizer Monatshefte, 22. Jahrgang, Heft 12, März 1943, S. 651 ff.

VOM WIDERSPRUCH IM RECHTE SELBST

Walther Burckhardt, der Staatsrechtslehrer, Kommentator der Bundesverfassung und Rechtsphilosoph macht auf einen zentralen Punkt aufmerksam, welcher in der ideologischen Diskussion zu wenig Beachtung gefunden hat. Das Recht als Zwangsordnung ist Teil der sittlichen Ordnung, aber sittliche Gebote lassen sich letztlich nicht erzwingen. Die Grundfrage ist nicht, wie individualistisch oder sozialisiert eine Ordnung sein soll, sondern ob und inwiefern man Sozialisierung rechtlich erzwingen kann und soll. Der Rechtsgedanke hat etwas Tragisches. Er tendiert in seiner Folgerichtigkeit zum Sozialismus und erträgt doch selbst diese Folgerichtigkeit nicht.

Walther Burckhardt: INDIVIDUALISMUS UND SOZIALISMUS

Walther Burckhardt,
1871 in Riehen geboren, gestorben 1939.
Von 1899 bis 1902 Professor für Staatsrecht in Lausanne.
1896–1899 Adjunkt im EJDP und Honorarprofessor in Bern. Ab 1909 Professor für Staats- und Völkerrecht.
1913–1919 Präsident des Schweizer Juristenvereins. 1923–1928 Delegierter beim Völkerbund, Mitglied des Haager Gerichtshofs.
Sein «Kommentar der Schweizerischen Bundesverfassung vom 29. Mai 1874» wurde mehrmals aufgelegt.

(...) Die Rechtsordnung ist, begrifflich notwendig, eine Zwangsordnung, d.h. eine Ordnung, die befolgt werden muss, ohne Rücksicht auf innere Überzeugung, auf entgegengesetzte Gründe; gegebenenfalls mit Gewalt. Das Sittliche aber, das sittliche Gebot, kann man unmöglich mit Zwang verwirklichen. Es lässt sich nur durch eigene Einsicht erfüllen, und die Einsicht kann in anderen nur durch begründende Belehrung erweckt werden. Wer einer fremden Überzeugung gehorcht oder der eigenen Überzeugung nur unter Zwang nachkommt, erfüllt seine sittliche Pflicht nicht. Das, was ethisch verbindlich sein will, was also aus freier Überzeugung getan werden sollte, erzwingen zu wollen, ist offenbar ein Widerspruch. Diese widerspruchsvolle Ordnung, die wir das Recht nennen, ertragen wir, wenn sie sich auf einen Teil des gesellschaftlichen Zusammenlebens beschränkt; ein Teil, das spüren wir ebenfalls, muss so geregelt sein.

Wird aber das ganze gesellschaftliche Leben unter diese Ordnung gestellt, welche von der eigenen Einsicht und Entschliessung des Einzelnen absieht, so muss der Einzelne überall auf seine sittliche Autonomie verzichten, seine eigene Verantwortlichkeit preisgeben, also der Würde der Persönlichkeit entsagen. Die sittliche Ordnung vernichtet sich selbst, wenn sie alles erzwingen will. Das Recht kann wohl ein Bestandteil der sittlichen Ordnung der Gesellschaft sein, aber nicht die ganze Ordnung. Die sittliche Ordnung kann nicht ganz in die Form des Rechts übergeführt werden, weil der dem Recht innewohnende Zwangscharakter mit der Sittlichkeit im Widerspruch steht. Das Recht ist nur erträglich als ein – tatsächlich allerdings unentbehrlicher – Teil der sittlichen Ordnung. Man kann vielleicht von den Menschen im Verhältnis zur sittlichen Freiheit und zum Zwange des Rechts sagen, was Tacitus von den Römern sagte: *Nec totam servitutem pati possunt, nec totam libertatem.*

So kommen wir zum Schluss: Die individualistische Ordnung, deren Grundgedanke die Privatautonomie ist, ist im Grundsatz der Rechtsidee zuwider und lässt sich nicht als prinzipiell richtig, als grundsätzliches Ideal hinstellen. Die dem Rechtsgedanken entsprechende sozialisierte Ordnung aber lässt, sobald sie rein gedacht wird, den Widerspruch erkennen, der im Rechte selbst liegt. Wir können weder das eine noch das andere dieser obersten Kriterien der Gesetzgebung als das grundsätzlich zu erstrebende Ideal anerkennen. (...)

Schweizer Monatshefte, 10. Jahrgang, Heft 1, April 1930, S. 3ff.

VERWURZELUNG IM VOLK UND GANG ÜBER DAS POLITISCHE PARKETT

«Zu den seltenen Fällen, in welchen der Einzelne zum Mass wird einer ganzen politischen Entwicklung, gehört der Berner Dichter Jeremias Gotthelf», leitet der belesene Historiker und Diplomat Carl J. Burckhardt seinen Aufsatz ein. Der liberalen Demokratie und dem Sozialismus stand Gotthelf gleichermassen kritisch gegenüber. Hatte er den Systemwechsel von 1831 noch begrüßt, so wurde von der weiteren Entwicklung enttäuscht. Der einzelne Mensch, der sich im Dienst höherer Ziele diszipliniert, steht bei ihm im Mittelpunkt.

Carl Jacob Burckhardt: JEREMIAS GOTTHELF UND DIE POLITIK

Carl Jacob Burckhardt,
1891 in Basel geboren,
gestorben 1974. Diplomat, Essayist und
Historiker. Nach dem
Geschichtsstudium Ge-
sandtschaftsattaché in
Wien. 1929 wurde er
Professor für Geschichte
in Zürich, ab 1932 in
Genf. Als hoher Kommissar des Völkerbundes in
Danzig (1937–1939)
bemühte er sich vergeblich,
den Ausbruch des
Kriegs zu verhindern.
Nach dem Krieg erhielt
er zahllose Auszeich-
nungen und Ehrungen,
u.a. den Friedenspreis
des deutschen Buch-
handels (1954).

(...) Wenn Gotthelf die geschichtliche Wahrheit, wie sie der Augenblick enthielt, in der grossen Leistung des Liberalismus in der Schweiz, dem Jahre 48, nicht zu sehen vermochte, so liegt der Grund hierzu in einer Befürchtung, die er mit den grössten Geistern des deutschen Kulturreises im Laufe des 19. Jahrhunderts gemeinsam hat und die sich gegen jede Zentralisationsbestrebung als gegen eine dem Geist der Nation entgegengesetzte Entwicklung richtet. Nirgends darf das oft kindlich reine, ja sogar von kindlicher Einfalt erfüllte Urteil des Dichters ohne den grössten Ernst und nie anders als eine Form tiefer Ahnung betrachtet werden. Wo er im Einzelnen Unrecht hat, braucht man eben die Einsicht, mit der Keller ihn betrachtete, um zu sehen, dass es sich nicht um «landläufiges» Unrecht handelt, sondern dass höchst Sinnvolles hinter diesem Unrecht umgeht. Hier muss man im Stande sein, ruhig die Tatsache hinzunehmen, dass Gotthelf auch dort, wo er Unrecht hat, dennoch weit grösser ist als seine Zeitgenossen dort, wo sie Recht haben; die all seinen Äusserungen unerlässliche Wahrheit ist die subjektive.

Wenn nun als Erstes bei der Be- trachtung von Gotthelfs sozialer Anteilnahme einem die aus der polemischen Sphäre entstandene Gestaltenwelt und Gedankenprägung entgegenströmt, so ist das Zweite, das uns unmittelbar vor Augen tritt, die volkserzieherische Absicht, die Gotthelf mit seinen Landsleuten *Manuel* und *Haller* gemeinsam hat.

Durch die gesamten Werke Gotthelfs geht, oft breit und lehrhaft, die Absicht, alle öffentlichen Fragen wie die Probleme der Familie und des Einzelnen auf einen innern und seelischen Gehalt zurückzuführen. Jede äussere Reglementierung kann für ihn, wie jede materielle Verbesserung, stets nur ein Notbehelf sein, solange die innere Bedingung fehlt. Wohl am deutlichsten sagt er das in «Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen in der Schweiz». Dort heisst es: «Es ist völlig verfehlt, dem menschlichen Elend durch äussere Umwälzungen und Massregeln grundsätzlich abhelfen zu wollen.» (...)

**Die Alten ehre stets, du bleibst nicht ewig Kind;
sie waren, wie du bist, und du wirst, was sie sind.**



Joseph Kühnel (Hg.). Quelle: Zitatenthe-
buch, Otto Walter, Olten 1937.

Schweizer Monatshefte, 5. Jahrgang, Heft 8, November 1925, S. 425ff.

«UNSER FÜHLEN UND DENKEN»

Wort und Klang in harmonischer Einheit vorzufinden, begeistert den Kritiker Hans Corrodi: Dem Dichter Niklaus Lenau widerfahre durch Schoecks Vertonung eine späte, aber verdiente Würdigung. In dem damals 38jährigen Schweizer Komponisten Othmar Schoeck meint Corrodi eine von den Grauen des Krieges unversehrte musikalische Kraft zu erkennen. In zeittypischer, quasi-politischer Weise setzt Corrodi Schoecks «perfekt geschliffenes Juwel» gegen moderne, ausländische Kompositionsentwicklungen ab. Allerdings ist u. a. diesen Widerständen gegen das Fremde auch die spätere Ablehnung Hitler-Deutschlands zu verdanken.

Hans Corrodi: OTHMAR SCHOECKS ELEGIE

Hans Corrodi,
1888–1972, Dr. phil. I.,
war Hauptlehrer am Leh-
rerseminar in Küsnacht.
Neben seiner Lehrtätig-
keit war er Musikschrift-
steller und Biograph.
Seine Biographie über
Othmar Schoeck erschien
1937 in zweiter Auflage.
Für die «Schweizer
Monatshefte» verfasste
er insgesamt acht Auf-
sätze zu literarischen
und musikalischen
Themen.

Balthasar Anton Dunker (1746–1807),
*Wilhelm Tell wehrt das Ungeheuer der
Französischen Revolution ab, um
1798. Quelle: Hans C. von Tavel,
Nationale Bildthemen, Pro Helvetia/
Desertina, Disentis 1992.*



(...) Und so steht Schoecks «Elegie» vor uns: eine Folge von 24 Liedern, von denen jedes auf einer andern Stufe des seelischen Prozesses gewachsen ist, jedes eine neue Stimmung in reinster Prägung zum Ausdruck bringt; ein jedes völlig eigen und oft unerhört kühn auch in den musikalischen Mitteln, als Ganzes aber eine «Dichtung», ein Seelengemälde von grösstem Ausmass und erschütternder Stimmungsgewalt, gestaltet mit unversieglicher musikalischer Schöpferkraft. – Achtzehn dieser Gesänge gründen sich auf Gedichte von Niklaus Lenau. Dem ungarischen Dichter ist es in letzter Zeit schlecht ergangen: der neueren Literaturgeschichte beliebte es, ihn als Aufleger «alter lyrischer Ladenhüter» hinzustellen, der nie dazu gekommen ist, «für ein individuelles Gefühl eine von ihm geprägte Form zu finden», ja, der etwa statt Lyrik «lyrisch geformte Journalistik» gibt... Hugo Wolf hat der breiteren Öffentlichkeit Mörike erst eigentlich geschenkt; nach Schoecks «Elegie» wird mancher auch seinen Lenau mit anderen Augen betrachten, und man wird im Aufstellen solcher Urteile etwas vorsichtiger sein müssen! Wohl gelingt es Lenau nicht immer, sein Gefühl restlos in einem Symbol auszusprechen; oft bleibt ein Rest von Reflektion; aber wie unvergesslich ist dann der Gedanke, wie unverwischbar die Formulierung! Für gewisse Stimmungen der Verzweiflung, des tiefsten Grauens hat er durchaus neue und unvergängliche Töne gefunden. Dieser Charakter seiner Lyrik prägt sich auch in Schoecks Musik aus: Alle seine Lenaulieder haben etwas Getrübtes, Überschattetes in der Klangatmosphäre. Wie wunderbar wirken daneben die Eichendorfflieder: als Edelsteine von lauterster Glut (auch wenn es schwarze Diamanten sind wie «Vesper»), die seine Künstlerhand am Anfang und Ende der Kette und an den Gelenken, den Wendepunkten der Entwicklung («Vesper» und «Angedenken») eingelegt hat; Kontraste, die sich nicht stören, sondern gegenseitig klären und heben.

Was bleibt noch zu sagen? Die «Elegie» ist das Werk eines Schweizers. Der Krieg hat tiefe Gräben zwischen den Völkern aufgerissen. Was uns heute als «Kunst» über die Landesgrenzen kommt, kann oft nur unser Grauen über einen derartigen Zerfall der schöpferischen Kräfte und des Geschmackes erregen. Hier aber sind uns unvergängliche seelische Schätze beschert, Ausdruck unseres Fühlens und Denkens, ein Blütenzweig aus dem Stamme unseres Volkes, ein Lichtstrahl aus unserer Zeit in unsere Zeit. Ein seelisches Gut, das nicht an einem Tage gewachsen ist, sondern nur aus alter Kultur erblühen konnte, auch das ein Erbe der Väter; mag es das Schweizervolk erwerben, um es zu besitzen!

Schweizer Monatshefte, 4. Jahrgang, Heft 2, Mai 1924, S. 83ff.